



Inhalt: Im Wintersturm. Von M. F. (zu dem Bilde von A. Kessler). — Der Tannenbaum im Schwarzen Fleck. Eine Hamburger Geschichte von F. Meister. (Schluß). — Lied aus dem Toskanischen. Frei nach Tigris. Von Anthippus. — Zur Ästhetik der Mode. III. — Illustrationsproben aus „Studien und Kompositionen“. Von Jean Stauffacher. — Unter den Arkaden. Von Günther von Freiberg (mit Bild von C. Karger). — Literarische Charakterbilder: Hermann Heiberg (mit Porträt). Von Ludwig Biemssen. — Puz- und Modegeschäfte in Kalkutta. — Maskeraden in Wien. — Kulinarisches über den Hasen. — Allerlei fürs Haus. — Dilettanten-Arbeiten (mit Abbildung). — Für Kunstfreunde. — Bunteres Allerlei. — Korrespondenz.

Nachdruck verboten.

Im Wintersturm.

Nur wenige der Bewohner unseres Binnenlandes können sich eine richtige Vorstellung von dem Charakter machen, den unsere Meeresküsten annehmen, wenn

der Sommer verschwunden ist und die Seebadeorte in winterliche Erstarrung versunken sind. Auch für die große Mehrzahl unserer Leser ist der Strand der Ost- und Nordsee bisher wohl nur ein feiertäglicher Aufenthalt gewesen, auf den die Sonne warm und freundlich herniederstrahlte und dessen mit Wald und Busch und Ginstergestrüpp bestandene Höhenzüge und Dünenketten nur zu träumerischem Stillleben und Herz und Gemüt beruhigenden Spaziergängen geschaffen zu sein schienen.

Allein der Winter bringt hier eine gänzlich veränderte Scenerie. Die graugrüne See breitet sich dann in langgestreckten, schwer rollenden Wogen unter den fliegenden, zerrissenen Wolken aus, der Nordwind segt den Dünenrand wirbelnd landeinwärts, die Bäume stehen tief und tiefer gebeugt unter seiner Wucht, und das Donnern der langen Brandungslinie, aus der hier und da schneeweiße Schaumfäulen masthoch emporsteigen, vermischt sich mit dem Tosen des Windes zu einem endlosen, betäubenden Dröhnen. Die Grundfarbe eines solchen Küstenbildes ist allenthalben ein kaltes Grau, die Konturen sind hart und schroff, aber über dem Ganzen liegt ein Ausdruck grimmer Majestät.

Während der letzten Tage des November 1885 hatte ein schwerer Sturm an den Küsten der Nordsee gewüthet, und als ich spät am Abend des Dreißigsten im „Anker“ zu Ostende anlangte, fand ich im Gastzimmer noch eine Anzahl von Leuten vor, die sich lebhaft über einen Schiffbruch unterhielten, der sich an demselben Tage vor den Augen fast der gesamten Einwohnerschaft der Stadt zuge tragen hatte. Ich setzte mich zu der meist aus Seeleuten und Hasenbeamten bestehenden Gesellschaft und vernahm nun aus dem Munde eines der letzteren das Folgende:

„Heute früh, es mochte gegen sechs Uhr sein, stand ich auf meinem Posten draußen auf dem Strande, gegenüber der roten Baake. Ich hatte die Ordre, auf Nothsignale zu achten, die von der See kommen mochten. Stand also und lugte unter dem vors Gesicht gehaltenen Arm hervor, weil die mit einer heftigen Bö herabkommenden Schlossen mir sonst die Augen ausgeschlagen hätten: da sah ich plötzlich in dem grauweißen Dunst einen wrackten Schooner diwers gegen das Land angetrieben kommen. Er wälzte sich unbeholfen näher und näher heran, und ich rechnete schon aus, auf welchem Ende der Bank er sitzen bleiben würde; dann aber kam eine neue Bö

und in dem wirbelnden Gisch und dem dichten Regen sah ich nichts mehr. Jetzt sprang ich auf, rannte zur Station und machte die Meldung. Es dauerte nicht lange, da war der Strand dicht mit Menschen bedeckt, darunter auch Frauen und Kinder. Auch auf dem Molo standen sie Kopf an Kopf gedrängt, obgleich die See am äußeren Ende deselben in mächtigen Wogen drüber her brach. Alles wartete angstvoll und atemlos auf den Moment, wo der Schooner, der jetzt ganz deutlich zu

nach zu urtheilen, festlachte. Der Raketenapparat der Station stand längst in Bereitschaft. Dreimal feuerten wir die Leine vergeblich gegen das Wrack, sie flog gegen den Sturm wie gegen eine Mauer; beim vierten Versuch aber brachten wir sie über die Gaffel des Schooners, und wir sahen, wie der Mann sie faßte. Ob aber der arme Mensch nun nicht wußte, was er damit beginnen sollte, oder ob er bereits zu schwach war, genug er hing in der Großwagt, hielt die Leine in der Hand und rührte sich nicht, und wir waren außerstande, ihm die nöthigen Anweisungen zuzurufen. Es wurde uns sehr bald klar, daß der Mann nur mit dem Boote zu retten war. Der Schooner lag so, daß wir sein ganzes Deck übersehen konnten; es befand keine Seele weiter an Bord.

Ich glaube nicht, daß es eine wüthendere Brandung geben kann, als wir sie heute morgen hatten; trotzdem war nicht einer unter uns, der nicht bereit gewesen wäre, den Versuch zur Rettung des armen einjamen Seefahrers zu machen, dessen Blicke auf uns gerichtet waren, und der, immer von neuem unter den schäumenden Sturzseen begraben, vielleicht schon an uns verzweifelte, weil wir, auf ihn wartend, so lange zögerten.

„Ich gehe ins Boot,“ schrie ich, „wer ist mit dabei?“ In zwei Minuten hatte ich eine Mannschaft, und hundert Hände packten an, um das Boot zu Wasser zu bringen. Was dann geschah ist mir jetzt noch wie ein Traum. Wir waren sieben Mann im Boot. Die erste See ersäufte uns fast, und ich sagte mir, daß wir's nimmermehr schaffen würden. Vorn, hoch im Bug, aber fast der Größte und Breitesten von uns und fing mit seinem Rücken die Wassermassen auf, die uns entgegenstürzten. Wir flogen empor und stürzten dann wieder in die Tiefe, geblendet und fast erstickt von dem tosenden, schmetternden Gisch; aber wir strebten fest und stetig vorwärts. Genug; es gelang uns, den Mann vom Wrack abzuholen.

Und doch war unsere Mühe vergeblich gewesen; denn als wir uns unseren Geretteten anschauten, nachdem wir ihn sicher auf dem Trocknen hatten, entdeckten wir, daß er im Boote den Geist aufgegeben hatte, daß er starr und tot war. Die fürchterlichen Leiden durch Nässe und Kälte, und vielleicht auch durch Hunger und Durst, hatten ihm den Rest gegeben. Er war noch ein junger Mensch; seine Mutter wird nun vergeblich auf ihn warten.“

Am nächsten Morgen ging ich hinunter zum Strande. Noch immer wehte ein recht heftiger Nordwest und die See brauste wild und hohl. Der Schooner lag auf der Bank, von den Wogen überschäumt, und auf dem Bollwerk drängten sich die Neugierigen. Ein Gallionsbrett war über Nacht an den Strand gespült worden, man zeigte mir dasselbe; es trug den Namen „Gertrudis.“



Im Wintersturm. Gemälde von A. Kessler.

sehen war, auslaufen würde. Die Wogen standen draußen wie Gebirge. Endlich sah das Fahrzeug fest, wenige hundert Schritt innerhalb des Molo. Wir merkten es an dem plötzlich luwärtwärts von ihm emporbäumenden und ihn überstürzenden Gisch. Gleich darauf brach die auf dem Bollwerk stehende Menge in einem lauten Schrei aus; ich schaute zum Wrack hinüber und gewahrte einen Mann, der langsam in der Lee-Großwagt emporstomm und sich in halber Höhe derselben, seinen Bewegungen

Der Tannenbaum im Schwarzen Fleet.

(Schluß.)

Eine Hamburger Geschichte von F. Meister.

In jenem Dezembermonat waren die Soirées und Ballfestlichkeiten in den Kreisen der „oberen Zehntausend“ der alten reichen See- und Hansestadt ganz besonders zahlreich, und Henry Lubau hatte ernstliche Mühe, seinen gesellschaftlichen Verpflichtungen zur Zufriedenheit aller Beteiligten gewissenhaft nachzukommen, da seine Lebenswürdigkeit ihm nicht gestattete, eine Einladung abzuschlagen, das heißt, wenn dieselbe aus jenen aristokratischen Vierteln an ihn ergangen war, die sich hauptsächlich um die Binnen- und Außenalster gruppieren, neuerdings aber auch vor dem Dammtor und am „Grindel“ ihre Kolonien haben. Das Schwarze Fleet aber und die daselbst kreuzenden „Gänge“, wie man in Hamburg die schmalen Gassen der Armen- und Verbecher Viertel nennt, waren fast gänzlich aus seinem Gedächtnis verschwunden. Er wußte, daß Paul Dryander diese Angelegenheit schon wieder zur Sprache bringen würde, wenn derselbe sich am ersten Januar die neue Bankanweisung holte, und er sah auch voraus, wie unangenehm und unbequem ihm dies sein würde — denn tief in seinem Busen regte sich etwas, das der selbstamen Forderung des Freundes merkwürdiger Weise zustimmte. Henry war mehr als ein bloßer Epikuräer. Einer Seele, wie die seine, konnte der Grundsatz „Esset und trinket und seid fröhlich, denn morgen sind wir tot“ auf die Dauer nicht genügen. Vorläufig aber wollte er sich noch nicht mit ernstlichen Gedanken plagen; es war ihm ein beruhigendes Bewußtsein, daß Paul sicherlich nicht vergessen würde, ihn zu rechter Zeit an seine Pflicht zu erinnern. Außerdem hatte er gerade jetzt das Ziel seines Ehrgeizes erreicht: er war zum Präsidenten des Salanganenklubs erwählt worden. Am heiligen Weihnachtsabend sollte er zum erstenmale den Stuhl seiner neuen Würde einnehmen.

Er war soeben vor dem hell erleuchteten Eingange des Klubhauses aus seinem Brougham gesprungen, als er auf den dicken Sanitätsrat Sieveking stieß, der eine besonders eifrige „Salanganen“ war.

„Guten Abend, Lubau,“ sagte der Doktor; „wie geht's Ihrem Vetter Dryander? Noch nicht besser?“

Ein eiskalter Schreck und eine düstere Vorahnung bemächtigten sich Henrys.

„Ist er denn krank?“ fragte er zurück.

„Und ob er krank ist! Wissen Sie denn nichts davon? Na ja, das sieht dem Dryander wieder ähnlich! Vor vierzehn Tagen wurde er von den schwarzen Pocken befallen, und ich erbot mich, die gesetzliche Strafe zu riskieren, den Fall nicht zu melden und ihn in seiner Wohnung zu behandeln. Aber da kam ich schlecht an. Wenn ich den Fall nicht melden würde, meinte er, dann müßte er dies selber thun; die Gesundheitspolizei habe vorgeschrieben, daß alle Pockenranke so schnell wie möglich in die Baracken des städtischen Krankenhaus eingeliefert werden sollten; er wolle und dürfe keine Ausnahme machen, um so weniger, als er den Bewohnern des Schwarzen Fleetes, in welchem die Epidemie ganz besonders heftig aufgetreten ist, mit einem guten Beispiel vorangehen müsse. Da ließ ich ihn natürlich seinen Willen haben und nach den Baracken transportieren. Und Ihnen hat er keine Nachricht davon zugehen lassen? Sicherlich, um zu verhindern, daß Sie ihn besuchten und sich selber der Gefahr der Ansteckung aussetzten. Ein außerordentlicher Mann! Viele giebt's nicht von seiner Sorte.“

Mit diesen Worten wendete sich der Doktor einigen Neugekommenen zu und ging mit denselben die teppichbelegte Treppe hinauf.

Auf diese Weise wurde dem Präsidenten des Salanganenklubs das Weihnachtsdiner verdorben.

Es giebt in dieser Welt zwei recht unbequeme und lästige Dinge: das Gewissen und ein feinfühlerndes Herz; Henry wurde von beiden geplagt. Während die Pfropfen knallten und die Doaste durch den eleganten Saal hallten, mußte er immer an den armen Paul denken, der um dieselbe Zeit in der Pockenbaracke lag. In seiner brillanten Erwidern auf das dem neuen Präsidenten gebrachte Hoch hatte er ernstlich wenig daran, daß er die zahlreiche und glänzende Versammlung statt mit „Meine Herren vom Salanganenklub“ mit „Meine Herren vom Pockenhospital“ angedredet hätte.

Dann aber sprach er den erlesenen Weinen eifriger zu als jemals zuvor, so daß die ihm zunächst Sitzenden endlich anfingen, sich bezeichnende Blicke zuzuwenden und einander zuzulüfteln, daß ihn die neue Würde aus seinem Gleichgewicht gebracht habe. Sie wußten nicht, wie unendlich schal und fade ihm gerade jetzt der berühmte Klub und seine Präsidentschaft erschien. Wäre ihm nicht bekannt gewesen, wie vergeblich jeder Versuch bleiben mußte, in die Pockenbaracken Einlaß zu erlangen, er hätte sich auf der Stelle beurlaubt und wäre zu dem leidenden Freunde geeilt.

Es war gegen elf Uhr abends, als Henry das Klubhaus verließ. Dumpf im Kopfe und mit tiefem Schmerz im Herzen trat er aus den lichtschimmernden, von würzigen Punschdüften durchzogenen Räumen hinaus in die klare Winternacht. Sei es, daß er in seinen Gedanken des Weges nicht achtete, sei es, daß seine Füße unbewußt der Richtung seiner Gedanken folgten, genug, er schritt direkt den alten, verrufenen Stadtteilen zu und befand sich endlich im Schwarzen Fleet.

Vor der niederen, mit einer roten Gardine verhangenen Glashür einer schmutzigen Schänke machte er halt und blickte um sich. Lärmendes Stimmengewirr, Gestampf und Gläsergeklapper ertönte aus dem Innern. Er öffnete die Thür und betrat den langen, niedrigen, heißen Raum, der so dicht mit widerlichen Dünsten und mit dem Qualm aus den kurzen Kalkstummeln der Gäste gefüllt war, daß man die entfernteren Gruppen und Dinge nur noch undeutlich zu erkennen vermochte. Er ging auf die Donbank zu, hinter welcher die dicke Wirtin und ein nicht häßliches junges Mädchen, ihre Tochter, den hin und her laufenden Schänkmamsells die von den Gästen geforderten Speisen und Getränke verabfolgten.

„Können Sie mir sagen, wo der Herr Dryander hier herum gewohnt hat?“ fragte Henry.

„Un' Herr Kannedat? Ja woll kann id dat,“ entgegnete die Wirtin. „Goan Se man grad' öwer, in dat Hus an de Eck' von de Görentwiet, doa hat de arme, gaube Minsch wohnt.“

Das bezeichnete Haus war ein finstres, großes Gebäude, auf dessen Hausdiele noch eine trübe Lampe brannte. Auch in vielen der Fenster zeigte sich noch Licht. Im Schwarzen Fleet geht es in der Nacht ebenso lebhaft zu wie am Tage.

Henry stieg eine Treppe empor und klopfte an die nächste Stubenthür. Dieselbe öffnete sich und zwei Frauen, von denen eine ein Licht in der Hand hielt, erschienen auf der Schwelle. Die Gesichter beider waren mit Pockennarben überhäutet.

Der junge Mann fragte, ob er von ihnen erfahren könne, wie der Herr Dryander sich befinde.

„Un' Herr Kannedat? Ach, leuwe Gott, junger Herr, de is hüt Nahmiddag, hentan Klock halbig söß, storben!“ antwortete die jüngere der beiden Frauen, indem sie den Zipfel ihrer rotbunten, breiten Schürze an die Augen drückte.

Die andere trat dicht vor Henry Lubau hin und ließ den Schein des erhobenen Lichtes auf sein Gesicht fallen. Dann rief sie:

„Sei möten sin Hinrich wäsen! Sünd Sei sin Hinrich, junger Herr?“

„Wie kommen Sie zu dieser Frage?“ entgegnete Henry.

„Ich denk' mi dat so,“ sagte die Frau. Dann fuhr sie, immer in ihrer platten Sprache, fort: „Mein Mann, Jochim Wähl, ist Krankenwärter im Pockenhospital und hat mir alles von dem seelensguten Herrn erzählt, wie der in einem fort von seinem Hinrich phantasiert hat. Mein Hinrich! Mein Hinrich! hat er immer gerufen, und mein Mann sagt, daß ihm wohl etwas schwer auf dem Herzen gelegen haben muß, was er seinem Hinrich gern noch gesagt hätte, ehe er zum Sterben kam. Und wie ich nun so Ihr Gesicht hier sehe, junger Herr, da denk' ich mir mit eins, ob Sie wohl unserm guten, seligen Kannedaten sein Hinrich wären.“

„Hat Ihr Mann Ihnen nicht noch mehr von ihm erzählt?“

„Biel hat er nicht verstehen können, weil der arme Herr fortwährend im Delirium gelegen hat. Zumeist hat er immer nach Hinrich verlangt. Hinrich, Hinrich! Gott und das Schwarze Fleet rufen dich! hat er immer geschrien. Jochim sagt, daß ihm ordentlich die Haare zu Berge gestiegen sind, wenn er das anhören mußte. Das sind gewiß schlimme Phantasien gewesen, die der arme Herr Kannedat gehabt hat, wenn er den lieben Gott mit dem Schwarzen Fleet so zusammenbrachte, wo doch wahrhaftig viel eher der Teufel sein Teil dran hat. Wenn Sie aber unserm Kannedaten sein Hinrich sind — und Sie sehen mir ganz so aus, als ob Sie wohl zu ihm und seinesgleichen gehören könnten —“

„Mein Name ist Henry, wenn schon ich ihm und seinesgleichen leider Gottes nicht die Schuhriemen lösen darf. Hier, gute Frau, meine Adresse. Sagen Sie Ihrem Manne, daß er morgen bei Tage zu mir kommen möge.“

Henry Lubau ging.

„Das muß der reiche Herr sein, von dem unser Kannedat immer das schwere Geld gefriegt hat,“ flüsterten die Frauen hinter ihm.

In einer der besseren, breiteren Straßen angelangt, stieß er auf den letzten Pferdebahnwagen. Er schwang sich an Bord und setzte sich im Innern auf den letzten noch freien Platz. Sechs von seinen Mitpassagieren waren Leute, die, mehr oder weniger trunken, in wüster, lauter Unterhaltung begriffen waren. Die andern schienen junge Frauenzimmer von der Straße zu sein. Einer derselben fehlten einige Pfennige an dem Fahrgehalte. Der Kondukteur leistete großmütig darauf Verzicht und ließ sie unangefochten weiter fahren.

„Weil's heiliger Abend ist,“ sagte er lächelnd zu Henry. „Du lieber Gott, solch' ne arme Kreatur hat so wie so mir ein elendes Leben.“

Ja, unsere Antipoden wohnen nicht nur auf der jenseitigen Halbkugel, sie sitzen auch oft mit uns in demselben Pferdebahnwagen.

An der nächsten Haltestelle erhob sich einer von der halbtrunkenen Gesellschaft und drängte sich, an Henry vorüber, zur Wagenthür hinaus. Er wendete dabei sein hageres Gesicht auf einen Moment dem Sitzenden zu, und that plötzlich und erschrocken einen Ausruf des Entsetzens, flüchtete mit einem jähen Satz vom Wagen und verschwand in der Finsternis. Henry sah erstaunt, aber erst nachdem das Gefährt längst wieder in Bewegung war, kam ihm der Gedanke, daß dieser Mensch mit dem langen, wirren, blonden Haar kein anderer als der unglückliche Hans von Appen gewesen sein könne, der einst so brillante „Baron Bertram“ vom Salanganenklub.

Als Henry wieder in seinen luxuriösen Gemächern angelangt war, machte er die Wahrnehmung, daß sich seiner ein leiser Anflug abergläubischer Furcht bemächtigt hatte. Er nahm den als Briefbeschwerer dienenden, antiken, mit grüner Patina bedeckten Dolch auf, den Paul Dryander bei seiner letzten Anwesenheit hier im Bibliothekzimmer spielend in der Hand gehalten hatte, und wiederholte sich, indem er seine Cigarre rauchte, die damals mit dem Freunde geführte Unterhaltung nachdenklich Wort für Wort.

Wochte es nun die Wirkung der bei dem Salanganen-diner reichlich genossenen Getränke, mochte es die Folge der erschütternden Nachricht von Pauls Tode gewesen sein, genug, als er später zu Bett ging, empfand er am ganzen Körper ein eigentümliches, fröstelndes, nervöses Beben.

Er hatte ungefähr eine Stunde geschlafen, als er plötzlich durch eine Stimme erweckt wurde, die im breitesten Dialekt der Fleet, Gänge und Twieten die Worte sagte:

„Sünd Sei sin Hinrich, junger Herr?“

Er fuhr empor und schaute sich um. Unter dem Einfluß der vorerwähnten abergläubischen Empfindung hatte er, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, die Lampe, mit einem dunklen Schirm bedeckt, auf dem großen, runden Tisch im Bibliothekzimmer brennen lassen. Das eigentümliche halbe Dämmerlicht, welches durch die offene Thür in das Schlafgemach fiel,

machte ihn erschauern, und er erwartete jeden Augenblick, die Frau des Krankenwärters aus dem Schwarzen Fleet vor sein Bett treten zu sehen. Dann aber schüttelte er seine Furcht ab, legte sich auf die rechte Seite, weil er vorher auf der linken gelegen hatte, und versank wieder in einen ruhigen Schlaf, um gleich darauf von neuem emporzufahren und schreckensstarr steif aufrecht zu sitzen, weil er zum zweitenmale die Stimme zu hören vermeint hatte:

„Sünd Sei sin Hinrich, junger Herr?“

Dabei glaubte er zu fühlen, daß jemand dort drinnen an dem Tische saß. Henry Lubaus persönlicher Mut war über jeden Zweifel erhaben, dennoch dauerte es eine geraume Zeit, ehe er sich entschließen konnte, die halbe Wendung zu machen und nach dem Tische hinzublicken.

Er gewahrte nichts Ungewöhnliches; beruhigt legte er sich wieder auf das Kopfstück, welches er sich vorjorglich fest um die Ohren zog. Diesmal aber war er erst im beginnenden Halbschlummer, als er zum drittenmale und unmittelbar über seinem Kopfe dieselben Worte vernahm:

„Sünd Sei sin Hinrich, junger Herr?“

Henry Lubau lag ganz still und sah zu dem künstlichen Holzschnitzwerk empor, welches das hohe Kopfstück seiner umfangreichen Bettstatt verzierte; er that dies einestheils, weil die Stimme von dort oben gekommen zu sein schien, andernteils aber auch, weil er sich fürchtete, nach dem Tische hinüber zu blicken. Denn er wußte ganz genau, so genau, als ob er bereits hingesehen hätte, was er dort erblicken würde. Er wußte, daß die grauen, magnetischen Augen unerbauert auf ihn gerichtet waren, daß sie ihn ohne Unterlaß anschauen würden, bis er sich endlich gezwungen sähe, sich herumzuwenden. Er fühlte den Blick dieser Augen noch ehe er ihn sah.

Nach einer Weile drehte er sein Gesicht dem Zimmer zu. Und jetzt — sah er. In dem Sessel am Tische saß der Schatten, der Geist, das Wesen aus dem Jenseits — sah Paul Dryander. Er erkannte ihn in dem gedämpften Lichte an seiner Alernaese, an seinen grauen Augen, die ihn mit dem alten, schwermütig forschenden Blick betrachteten, an dem ganzen, lieben Antlitze, welches jetzt aber allenthalben mit tiefen Pockennarben bedeckt war. Henry gewahrte dies alles klar und deutlich, zugleich aber konnte er ebenso deutlich durch die Erscheinung hindurch sehen und alle hinter derselben befindlichen Gegenstände wahrnehmen. Der Schatten nahm den bronzenen Dolch in die Hand und spielte mit demselben, gerade so, wie vor drei Wochen Paul Dryander gethan, und in diesem Augenblick bildete sich Henry so fest ein, daß er seinen alten Freund wirklich vor sich habe, daß er sich anrichtete aus dem Bette zu springen, um dem Verlorenegebenen die Hand zu drücken. Allein die vollständige Durchsichtigkeit der Erscheinung hielt ihn hiervon wiederum zurück, und von Grauen übermannt bedeckte er zitternd sein Gesicht mit den Händen.

„Was willst du von mir?“ fragte er, endlich wieder aufblickend.

„Ich will dich selber, Henry,“ sagte der Geist. Und die grauen Augen schauten ihn magnetischer an als je zuvor.

Henry stand auf und kleidete sich an; er fühlte sich widerstandslos; jeglicher selbständiger Wille hatte ihn verlassen; der schwermütig liebevolle und doch so gebietende Blick Paul Dryanders hatte ihn in Fesseln geschlagen, die er abzuschütteln weder wünschte noch vermochte. Derselbe Blick bezeichnete ihm auch die Kleidungsstücke, die er anzulegen hatte, und so stand er bald in vollem Winteranzug und zu nächlichem Ausgang bereit da.

„Wohin gehen wir?“ fragte Henry und wunderte sich im stillen über den Klang seiner eigenen Stimme, die aus weiter Ferne zu kommen schien.

„Nach dem Schwarzen Fleet,“ antwortete der Geist, der allerdings nie den Mund aufthat, dessen Entgegnungen Henry auch nicht hörte, die ihm aber dennoch deutlicher als durch gesprochene Worte zum Bewußtsein kamen. Gleich darauf sah er sich an der Seite der Erscheinung durch die stillen Straßen schreiten. Sie passierten verschiedene Postzisten und Nachtwächter, die aber, zu Henrys Verwunderung, weder von ihm noch von seinem überirdischen Begleiter die geringste Notiz nahmen. Der gefrorene Schnee knirschte unter den schweren Stiefeln der Sicherheitsbeamten, und jetzt bemerkte Henry mit Schauern, daß weder sein noch seines Nebenmannes Tritt irgend ein Geräusch hervorbrachte. War er denn ebenfalls aus seiner irdischen Hülle herausgefahren und gegenwärtig nur ein wesensloser Geist? Träumte er denn?

Im Schwarzen Fleet angekommen, begaben sie sich zuerst in eine große Wirtschaft, in der es, trotz der vorgeschrittenen Nachtzeit, noch sehr laut und lärmend zuzug. Henry konnte nicht begreifen, warum der Geist ihn hierher in diese schreckliche Atmosphäre von schlechtem Tabak und noch schlechterem Fusel geführt hatte. Ein wildes Durcheinander von aufgeregten Stimmen drang in sein Ohr; Seefahrer verschiedener Nationen schwatzten und schrien hier in drei oder vier Sprachen auf einander ein. An der langen Donbank standen sechs junge Kerle, zwei Hamburger Matrosen, ein Däne, ein Schwede, ein Portugiese und ein Amerikaner, die sich gegenseitig in dampfendem Grog zutranken. Paul Dryanders Geist schien jemand zu suchen; er führte seinen Freund von Tisch zu Tisch, von Gruppe zu Gruppe. Nicht einer von all den Leuten kümmerte sich im mindesten um die Anwesenheit der beiden, hier sicherlich fremdartigen Besucher, und jetzt gelangte Henry zu der Überzeugung, daß er sowohl wie sein Begleiter den Augen der anderen unsichtbar waren.

Vor einem Tische, an welchem zwei junge Hasenarbeiter bei Grog und Kartenspiel ihren Weihnachtsabend verbrachten, blieb Dryanders Geist stehen. Im Wein ist Wahrheit, sagt ein altes Wort; auf Schnaps angewendet bleibt es ebenso richtig.

„Du, Pietje, ich mag nicht mehr!“ sagte der Eine, indem er mit der linken Faust, in der er die Karten hielt, auf den

Tisch schlug. „Meine alte Mutter hat mir heute den ganzen Nachmittag was vorgeheult; ich sollte die Stütze ihres Alters sein, anstatt in den Wirtschaften das Geld totzuschlagen, sagt sie; und noch dazu am Weihnachtsabend. Und sie hat recht, sag ich dir, Pietje, sie hat recht. Verd...! Wie? Was sagst du? Wie?“

„Gewiß, Koorl, gewiß hat sie recht; das wissen wir lange,“ brummte der andere. „Man kann aber doch nicht ewig zu Hause hinterm Ofen sitzen! Man will doch auch mal andere Leute sehen! Was soll man machen? Spiel aus, Koorl.“

„Das habe ich der alten Frau auch gesagt. Mutter, hab ich gesagt, ich kann nicht ewig bei dir zu Hause sitzen und die vier Wände ansehen oder die ‚Reform‘ zehnmal von hinten bis vorn durchlesen. Ich muß auch manchmal andere Leute sehen. Mir ist's nicht ums Trinken, bloß um die Gesellschaft. Aber natürlich — wo alle trinken, da kann ich allein nicht trocken sitzen, und — da haßt du's! Ehe ich noch dran denke, bin ich schwer geladen! Wie jetzt; ich bin schon wieder so betrunken wie'n blinder Musikant! Ich muß auspielen? Verd...! Wie? Was sagst du? Wie?“

Er warf die Karten auf den Tisch, schob die schwieligen Hände in die Hosentaschen, lehnte sich in den Stuhl zurück und fuhr fort, während der andere stumpf in sein Glas schaute:

„Ein junger Kerl muß Gesellschaft haben, wenigstens ein paar mal die Woche, nach Feierabend. Wo giebt's aber Gesellschaft für unsereinen? Wie? Was sagst du? Wie? Hier, bei Mutter Gröngroßt, in der Wirtschaft! Oder im Hafenteller! Oder bei der roten Minna! Oder im Hamburger Wappen! Oder draußen in Sanft Pauli! Ja! Hab ich recht, Pietje? Wie? Was sagst du? Wie?“

„Ja, Koorl.“
„Die reichen Kerls haben ihren Klub auch bloß der Gesellschaft wegen, das kannst du mir dreist glauben, Pietje! Wie? Was sagst du? Wie?“

„Na gewiß, Koorl.“
„Warum giebt's keinen Klub für unsereins? Oder einen Verein? Ja! Warum giebt's keinen Verein für uns? Wäre das nicht besser, als so eine Wirtschaft, wo man sich um seinen Verstand trinkt und um die paar Schillinge obendrein? Da war der Drigander, der Kandidat, ja, das war ein Mann! Ich sage dir, Pietje, wenn der noch lebte, dann säßen wir beide heute an diesem heiligen Christabend sicherlich nicht hier! Der war hinter einem her, wie der Teufel hinter 'ner Judenseele! Hat mir gut gethan, Pietje! Verd...! Habe mich manchmal geschämt, wenn er mich so vorkriegte — aber hat mir gut gethan. Thut einem immer gut, wenn man sich mal ordentlich schämt! Wie? Hab ich nicht recht? Was sagst du? Wie?“

„Na gewiß, Koorl.“
„Wenn unsereiner aber vor Langeweile nicht weiß, wo er hin soll, dann sucht er sich Gesellschaft. Ganz gleich, wo er sie findet. Meinnetwegen bei Mutter Gröngroßt. Und alle die Zanmaaten von den Schiffen machen's ebenso. — Was, Pietje? Wie? Was sagst du?“

„Ja, Koorl. Aber nu kommt, noch ein Spiel. Du mußt geben.“

Paul Dryanders Geist blickte seinen Begleiter an.
„Gott und das Schwarze Flect rufen dich, Henry!“
Erregt, unruhig wendete Henry sein Gesicht ab; dann aber begegnete er wieder den grauen Augen...

„Und sie werden dich haben!“ fügte der Geist hinzu.
Von der Wirtschaft der Witwe Gröngroßt führte die nächste Erscheinung den Präsidenten des Salanganen-Klubs noch in eine ganze Reihe anderer Spielunten, darunter auch in die Wohnungen der Verkommensten der Gemeinde des Schwarzen Flectes. Die letzte dieser Stätten moralischen und leiblichen Elends war ein leerer, kalter Raum in der dritten Etage eines schmutzigen Hauses. In der einen Ecke saß auf einer kleinen Kiste ein bleiches, abgehärmtes, jämmerlich gekleidetes Weib, das ein krankes Kind auf dem Schoße wiegte. Ein hagerer Mann mit wirrem, blondem Lockenhaar, in schlotterndem Rock und dünnen Sommerhosen schritt auf den schadhafte, knarrenden Dielen hin und her.

„Ich könnte es lassen, gewiß, ich könnte es lassen, dieses unselbige Trinken, wenn mir jemand beistünde,“ sagte der Mann mit höher, verzweifelter Stimme. „Ich glaube es fest. Aber wer soll mir beistehen? Henry Lubau ist zum Präsidenten des Salanganen-Klubs erwählt worden, wie ich heute hörte. O Gott, wenn sich Henry noch einmal meiner annehmen wollte! Er würde mir Geld geben wollen, aber Geld allein thut's nicht. Geld könnte ich schon verdienen, wenn ich nur den Trunk lassen könnte. O Henry, Henry! Nur um ihn zu sehen, nur um ihn sprechen zu hören, diesen einzigen Menschen, saß ich damals Abend für Abend im Klub! Ich hätte mit Freunden mein Herzblut, meine Seele für ihn dahingegeben! Und so kam der Trunk. Der Klub war mein Ruin. Vor wenigen Stunden saß ich Henry im Pferdebahnwagen. Er scheint sich aber um einen Menschen in schäbigem Rock nicht mehr kümmern zu wollen... Und doch, ich wollte, daß er noch einmal zu mir spräche... Ich habe ihn sehr lieb gehabt... Ich glaube, daß ein einziges Wort von ihm genügt, um sieben Teufel aus mir auszutreiben... Allmächtiger Gott! Was ist dies wieder für ein fürchterlicher Weihnachtsabend!“

Die Frau auf der Kiste begann heftig zu weinen, und das franke Kind wurde unruhig.

Henry hätte gern sogleich zu dem armen „Baron Bertram“ gesprochen, allein er merkte sehr bald, daß derselbe ihn weder sehen noch hören konnte, und erschauernd wurde er von neuem gewahrt, daß er selber nichts als ein weifenloser Geist sei.

Sein Begleiter blickte ihn traurig und eindringlich an.
„Gott und das Schwarze Flect rufen dich, Henry!“ sagten die grauen Augen.

Gleich darauf befanden sich die beiden wieder in Henrys Bibliothekzimmer.

Die Erscheinung ließ sich auf den Sessel nieder und heftete ihren schwermütigen, eindringlichen Blick auf Henrys Seele. Keiner sprach ein Wort. Aber dieser Blick, dieser ernste, treue, bittende, unaussprechlich liebevolle Blick Paul Dryanders öffnete Henrys übervolles Herz... ein Strom heißer Thränen entströmte seinen Augen. Paul saß ganz still und wartete, bis in seinem Freunde der feste Entschluß gereift war, für jene verkommenen und verkommenen Mitmenschen alles zu thun, was in seinen Kräften stand. Kaum hatte Henry sich dieses

heilige Gelübde innerlich abgelegt, da erschien das alte, fremdlich ruhige Lächeln auf dem Antlitz des Geistes, die Bodennarben verschwanden, die Züge verklärten sich und begannen ein mildes Licht auszustrahlen, welches wie eine Aureole das edle, schöne Haupt umgab. Und noch andere Lichtgestalten erschienen jetzt und erfüllten den Raum und umringten Paul Dryander, als wollten sie ihn emportragen. Henry wußte, daß dies die Geister der Geretteten aus dem Schwarzen Flect waren. Mit Trauern sah er, daß sein Freund nun keinen Blick mehr für ihn hatte, sondern nur noch seine Geretteten betrachtete. Die Aureole desselben wurde strahlender, blendender, langsam schwebte er empor, umgeben von den anmutigen Engelsgestalten der Geretteten; die Mauern schienen sich zu öffnen, die Decke schwand, schneller und schneller entwich die seltsame Gruppe den Blicken des Zurückgebliebenen, und aus Aetherhöhen erklang ein süßer Gesang vieler freudiger Stimmen, ein Lied des Dankes und der Befreiung, das verhallend gen Himmel zog...

Der Traum war aus und Henry fuhr empor, verstörten Auges um sich blickend. Es war heller Tag, und frohlarer Sonnenschein lag rings auf den beschneiten Dächern. Er klebete sich an, fuhr sich mit der Hand über die Stirn und setzte sich unverweilt an seinen Schreibtisch. Zuerst schrieb er dem Vorstand des Salanganen-Klubs, daß er bedauere, die Präsidentschaft niederlegen zu müssen. Demnächst teilte er dem Senator Albatros mit, daß er leider an dem Weihnachtsballfest in dessen Villa auf der Uhlenhorst nicht teilnehmen könne, da der plötzliche Tod seines liebsten Freundes ihn in tiefe Trauer verjert habe. In gleicher Weise entledigte er sich auch aller anderen für die Weihnachts- und Neujahrswoche eingegangenen gesellschaftlichen Verpflichtungen; dann nahm er ein eiliges Frühstück ein, besah seinen Wagen und fuhr nach dem Schwarzen Flect. Auf dem Wege überlegte er, was zunächst zu beginnen sei. Unmittelbar in Paul Dryanders Fußstapfen zu treten war für ihn unmöglich. Er war kein Missionar.

Zuerst suchte er Hans von Appen auf, befreite die Familie desselben vorläufig aus aller Not und nahm den Zerknirschten mit in seinen Wagen.

„Sprich, Hans, wie fange ich es an, den Leuten hier recht von Grund aus hilfreich und nützlich zu sein? Der Verstorbene sagte immer, daß ich hier viel thun könnte. Gib mir deinen Rat, alter Junge.“

„Was den Leuten hier fehlt, ist ein Ort, wo sie sich nach beendeter Arbeit zusammenfinden und unterhalten können, ohne dem Teufel zu verfallen, der in den Wirtschaften und Schankkellern sein Wesen treibt. Gründe einen Verein, Henry. Das wird das Richtige sein. Einen Verein, in welchem du ab und an zu den Leuten redest. O Henry, wenn ich dich doch erst einmal wieder reden hören könnte!“

Und der arme Baron Bertram drückte schluchzend das Taschentuch an die tränen, geröteten Augen.

Der Leser, der jemals durch das Schwarze Flect in Hamburg gegangen ist — natürlich nur ganz zufällig, denn mit Absicht begeben sich nur die Verkommenen, die Lasterhaften und die barmherzigen Samariter an solch einen Ort, und der Leser ist natürlich weder ein Verkommener, noch ein Lasterhafter, noch auch ein barmherziger Samariter (oder doch?) — wer aber jemals in den letzten Jahren in das Schwarze Flect gekommen ist, der wird daselbst auch das große Gebäude des Vereinshauses „Der Tannenbaum“ wahrgenommen haben. Denn der Gedanke, den am Weihnachtsmorgen der Baron Bertram im Wagen angeregt hatte, war in Henry Lubaus Herzen auf fruchtbaren Boden gefallen. Er beschloß sofort an die Ausführung zu gehen. Die Wahl des Hauses konnte nicht schwer werden, denn welches war wohl geeigneter für diesen Zweck, als das, in welchem der gute Paul Dryander zu seinen Lebzeiten gewohnt hatte?

Henry fuhr mit seinem jetzt überaus glücklich dreinschauenden alten Bekannten zu dem Verwalter aller seiner zahlreichen Liegenenschaften, seinem langjährigen Rechtsfreunde.

„Lieber Herr Jbsen,“ sagte er zu demselben, „es ist zwar der erste Feiertag, und ich möchte Sie daher um keinen Preis zu irgend welcher Arbeit veranlassen, aber Sie müssen mir den Gefallen thun und heute noch herausfinden, wer der Eigentümer des großen, alten Hauses ist, das an der Ecke des Schwarzen Flectes und der Görentwiete liegt. An drei Ecken stehen elende Fachwerkbaracken; ich meine das massive Gebäude auf der vierten Ecke.“

„Sie meinen das Haus, in welchem der Herr Dryander wohnt,“ bemerkte Jbsen.

„Gewohnt hat. Er ist gestern im Pockenhospital gestorben. Ja, das Haus meine ich und dessen Besitzer muß ich wissen. Ich bitte Sie also...“

„Mit der Auskunft kann ich Ihnen sogleich dienen,“ unterbrach ihn der Advokat lächelnd, „der Besitzer dieses Hauses sind Sie selber.“

„Das Haus gehört mir?“ rief Henry überrascht.

„Ja. Es gehörte zum Nachlaß Ihres Großvaters, des Herrn Jakobus Lubau, ersten Bürgermeisters der Stadt Hamburg. Ihr seliger Herr Vater wollte es nicht verkaufen, da es immer gute Mieten abwarf. So kam es in Ihren Besitz; ich habe noch keine Veranlassung gehabt, es Ihnen gegenüber besonders zu erwähnen.“

„Und Sie haben zugegeben, daß Paul Dryander an mich Miete zahlte?“ rief Henry unwillig.

„Verzeihen Sie, Herr Lubau, aber der Herr Kandidat hatte mich ausdrücklich darum ersucht, Ihnen nicht mitzuteilen, daß er in Ihrem Hause wohnte. Er wollte nichts umsonst haben. Es war das so seine Art. Schade um den trefflichen Mann, daß er so unzeitig dahin mußte.“

„Hans,“ sagte Henry, „mein lieber Hans, du thust mir die Liebe und gehst sogleich in das Haus und stellst fest, gegen welche Abstandsnummern sämtliche Mieter bis zum 28. dieses Monats ihre Wohnungen räumen wollen. Händige jedem einen Zettel für Herrn Jbsen ein, auf dem der Betrag notiert ist, und Sie, Herr Jbsen, geben jedem noch einen Zuschlag von fünfzig Prozent. Verstanden? Ich muß mich nämlich gleich von anfang an mit dem Schwarzen Flect auf einen möglichst guten Fuß stellen,“ fügte er lächelnd hinzu.

Der Advokat Jbsen zerbrach sich ganz erstaunt den Kopf über die eigentümliche Laune seines Patrons. „Baron Bertram“, aber entledigte sich prompt und mit bestem Erfolg seines Auftrages und dann ging er und trank in so vielen Wirtschaften auf das Wohl Henry Lubaus, daß er gänzlich berauscht nach

Hause kam und am nächsten Morgen seinem Wohlthäter nicht in die Augen zu sehen wagte. Henry aber that als merke er gar nichts. Paul Dryander hatte ihn gelehrt, mit solchen nach Beförderung und Heilung ringenden Verzweifelten vorsichtig umzugehen. Und wenn Hans von Appen später auch noch gar manches Mal des Freundes Nachsicht herausforderte, so gundete er dennoch endlich vollständig in dem wandellofen Sonnenlicht von Henry Lubaus Menschenliebe.

Schon am Abend des Neujahrstags konnten die unteren Räume des Vereinshauses „Der Tannenbaum“ eröffnet werden. Grünes Tannenzweig überdeckte die ganze Front des alten, weitläufigen Gebäudes. Die gastlichen Pforten waren aufgethan und die gastlichen Tafeln gedeckt. Komte das Bankett sich auch nicht messen mit den festlichen Veranstaltungen des Salanganen-Klubs, so war es dennoch ein großartiges, fast märchenhaftes Ereignis für alle diejenigen, die Henry um sich versammelt hatte. Er selbst saß auf dem Präsidentenstuhl, und hinter ihm, an hoher Wand, hing reich umkränzt in strahlender Beleuchtung das Bild Paul Dryanders mit der Unterschrift: „Der Begründer des Vereins ‚Zum Tannenbaum.‘“ Außerdem aber waren sämtliche Wände mit den besten und kostbarsten Ölgemälden aus Henry Lubaus Galerie geschmückt, von denen die glänzenden Blicke der Gäste sich kaum loszureißen vermochten.

„Koorl“ hatte seine alte Mutter mit in „seinen Verein“ gebracht, dieselbe saß zwischen ihm und seinem Maat Pietje. Und wenn gutes, leichtes Bier, aromatischer Kaffee, würzige Chokolade, kräftige Fleischbrühe und dergleichen die Leute betrunken machen könnten, dann wäre von der nach Hunderten zählenden frohen Gesellschaft an jenem Abend kein einziger im Besitze seiner fünf Sinne nach Hause gekommen.

Für Henry Lubau aber war dieser Abend voll von stolzer Erhebung, als jener, an dem er vor acht Tagen seine Präsidentschaftsrede im Salanganen-Klub gehalten. Die grauen Augen des Porträts über seinem Sitze blickten zufrieden und dankbar auf ihn hernieder.

Er erhob sich.

Die frohliche Unterhaltung ringsum verstummte, und die Gesichter der Seefahrer, der Hafendarbeiter, der Kohlenträger, der Handwerker und all der anderen Gäste aus den Flecten, Twieten und Gängen richteten sich mit Ehrfurcht und Wohlgefallen auf seine hohe, elegante Gestalt und auf sein männlich schönes, edles Antlitz.

„Ihr lieben Brüder,“ begann er mit seiner herrlichen, hinreißenden Stimme, „laßt uns an dem heutigen Abend vor allem eures und meines besten, zu früh dahingegangenen Freundes gedenken,“ und nun schiderte er in begeisterten, innigen Worten die selbstlosen, aufopfernden Tugenden des Verstorbenen. Die Verammlung lauschte atemlos. „Koorls“ alte Mutter, die Frau des Krankenwärters Jochim Mähl und noch viele andere von der weiblichen Zuhörerschaft weinten vor Rührung, aber auch von den Männern fuhr sich mancher mit dem schweligen Finger in die Augenwinkel. „Baron Bertram“ schluchzte laut. Zum Schluß erhob Henry sein Glas und rief:

„Dem treuen Gedächtnis Paul Dryanders, des unvergeßlichen Begründers unseres neuen, schönen Vereins, dessen Zeichen der immergrüne, weihnachtliche Tannenbaum ist! Derselbe sei uns das Symbol der neugeborenen Gottesliebe, die uns alle umfaßt, der nimmer welkenden Hoffnung, die uns alle emporhebt, und der unerschütterlichen Beständigkeit, deren wir auf unserem neuen Wege alle bedürfen! Das walte Gott!“

„Amen!“ erklang es hier und dort; ein Gemurmel der Ergriffenheit durchlief die Menge, und einige begeisterte Leertassen hielten ein kräftiges Hurrah für den allein zutreffenden Ausdruck ihrer Empfindungen.

Das ist die Geschichte von der Gründung des „Tannenbaums“ im Schwarzen Flect.

— E n d e . —



Lied aus dem Toskanischen.

Frei nach Tigri, Canti popolari toscani Nr. 1005.

Gab's ein einzig Brünnelein Auf der weiten Erden, Mancher litte Durstes Pein, Ohn' erlabt zu werden. Doch der Brünnelein rinnen viel, Fluß und Bächlein laufen, Jedes labt sich, wie es will, Mensch und Tier zu Haufen.

Gab's ein einzig Birschlein gut Auf der weiten Erde, Da verzagte wohl der Mut Mancher Jungfrau werke. So giebt's Birschlein auch genug, Du bist nicht der Eine; Dünkst dich schön und gar so klug, — Bist's nicht, den ich meine! Xanthippus.

Zur Ästhetik der Mode.

Unparteiische Briefe von Hans Schliepmann.

III.

In Ihrem lebenswürdigen Antwortschreiben auf meinen letzten Stoßseufzer betreffs des Fracks habe ich mit Freunden die feierliche Erlaubnis gefunden, hinfort in ihrem Hause allezeit ohne dieses kellerhafte Kultursymbol erscheinen zu dürfen.

Möchten doch recht, recht viele Ihrer schönen Evaschwester gleich Ihnen von der hoffnungslosen Schönheitswidrigkeit unserer Gesellschaftsuniform überzeugt sein und gleich Ihnen handeln: es würde sicherlich nur an den Frauen liegen, uns aus dieser elenden Vogelschwanzkarikatur herauszuspotten, trotz der heiligen Gefühle der fetischdienerischen „Gesellschaft“!

Aber wir werden wohl noch lange Geduld haben müssen! An die Stelle der Ästhetik ist eben in der Gesellschaft jetzt eine heiliggesprochene und blindlings zu befolgende Nachahmerei getreten; man macht die Mode nicht aus irgend einem Schönheitsgrunde mit, sondern weil diese oder jene autoritative, sonst aber vielleicht elend geschmacklose Perion es einmal gemacht hat und es doch — Dummheit, Geschmacklosigkeit wäre, anders als jener Götze empfinden und denken zu wollen!

Ich werde auf diesen Punkt später noch zurückkommen müssen, und ich glaube prophezeien zu können, daß dabei und bei meiner geschworenen Unparteilichkeit nichts Anderes herauskommen wird als eine Satire; einstweilen aber hat mir doch Ihr mutiges Auftreten in Sachen Frack contra Schönheit den Mut gegeben, wieder an letztere zu denken und wie bei dem Falle Sodoms und Gomorrhass um des einen Gerechten willen nicht Feuer und Schwefel regnen zu lassen, sondern Milde und Erleuchtung. Lesen Sie übrigens Andererseits unübertreffliche Satire auf die Gesellschaft, das Märchen von des Königs neuen Kleidern, so werden Sie von mir auch nicht mehr viel Boshafteres erfahren können, so daß Sie mir nun ohne Besorgnis wieder auf meine Forschungsreise in das Gebiet der Mode folgen dürfen.

Sie werden bei meiner Darstellung der ersten Entdeckung menschlichen Kunstschaffens vielleicht mit Befremden schon bemerkt haben, daß darin bisher die Schönheit gar keine Rolle gespielt hat.

Dem ist aber auch thatsächlich so. Der Begriff der Schönheit, dem unrigen wenigstens einigermaßen angenähert, tritt erst auf einer weit höheren Kulturstufe auf. Das Schaffen war im Anfang alles; was geschaffen, kommt gar nicht so in Betracht für den Genuß — und so ist's eigentlich auch jetzt noch! Unsere Herren Kritiker von der unfruchtbaren Tabularianatikerpartei freilich möchten das nicht wahr haben. Sie haben nichts als ihren trockenen Verstand und möchten doch auch ihre Freude haben! Da zerupfen oder vermesssen und destillieren sie dann und zeigen, daß sie doch schließlich hierin auch eine Art, wenn auch verneinenden, zerstörenden Schaffensgenusses kennen.

Aber nun fragen Sie doch den ersten besten, oder vielmehr schlechtesten Pegasusreiter von Dilettanten, ob er nicht an seinen Reimereien mehr verzückten Genuß empfindet als an allen Perlen der Weltliteratur, und sehen Sie sein verrückt bescheidenes Lächeln! — Der Mann ist nicht verrückt, trotz seiner entsetzlichen Versstopfungen; er hat eben auch nur den ganz elementaren Schöpfungstrieb befriedigt und fühlt sich wohl!

„Und wo bleibt die Schönheit?“ — Bitte, meine Verehrteste, jogleich! Nur noch einen Augenblick Geduld!

Wir können übrigens, um uns nicht unnütz in philosophische Höhen zu versteigen, die Sache gleich hier bei unserem Dichtering praktisch in ziemlicher Klarheit erledigen.

Da ist also so ein poetischer Wechselbalg zu herrlichster Freude des edlen Erzeugers in die Welt gesetzt. Alle Welt aber muß sich daran freuen! Man liest ihn also den Freunden vor — schauerliche Stille! — Die Glenden haben keine Gefühle! Man beglückt eine, zwei, drei Zeitungsredaktionen: erbarmungslose Briefkastennotizen verlangen kaltherzigen Kindesmord oder übernehmen das Geschäft mittelst giftiger Spottwitriollösung gleich selbst!

Ach, wo soll da noch die rechte Vaterfreude herkommen? Und dann geht man, wenn man einen sehr lichten Augenblick hat, zum Arzt, d. h. hier einem Kunstverständigen, und läßt das süße Kind untersuchen: O je! Hier fehlt ihm ein Fuß, dort hat es zwei zu viel; hier sind ihm die Glieder verrenkt, dort ist der Rumpf bereits schief! — Die Augen gehen dem Arznen schrecklich auf (häufiger freilich auch dann nicht!) und er wendet sich mit Grausen von seinem eigenen Produkt ab, das freilich dann mindestens schon ein paar Jahre die Menschheit unsicher gemacht haben muß!

Seine Schaffensfreude ist ihm aber in jedem Falle schließlich vergällt. Vergällt, weil die anderen ihn „nicht verstanden“, weil sein Kindlein nicht die Lebenskraft besaß, sich gegen die Welt zu behaupten, weil die Seifenblase exträumer Schöpfermacht an der widerstrebenden Außenwelt in nichts zerplatzt ist.

Er hatte also keinen vollen Genuß; dieser tritt erst dann ein, wenn der Schaffende keinerlei Beschränkung seiner Kraft durch sich oder die Welt empfindet. Die Welt muß ihn also verstehen, sein Werk muß sich in dieselbe einordnen — oder die Kraft besitzen, jene trotz ihres Widerstrebens zu unterjochen.

Und so ist es auch mit dem aufnehmenden Kunstgenuß. Auch er ist schließlich Schaffensfreude. Wer nicht vermag, das Werk des Künstlers in sich selbst nachzuschaffen, also mit dem Künstler zu leben, der hat kein eigentliches Kunstgefühl.

Das ist, beiläufig gesagt, noch gar keine Schande, denn es ist ein Talent, dessen Fehlen überdies der Welt den allergeringsten Schaden thut, wofern der empfundene Mangel nur nicht zur elendesten aller Spiegelschtereien, zum erheuchelten Kunstgenuß führt!

Und nun ferner, wo ein Werk nicht vermag, sich in unserem Inneren einer Welt gegenüber zu behaupten, wo wir, mit einer empfänglichen Seele begabt, nichts dem



Studien und Kompositionen (Fig. 2, Blatt 5) von Jean Stauffacher. Verlag von W. Kreuzmann, St. Gallen.

Gleichgestimmtes in uns entdecken, da vermag solch Werk uns keinen reinen Kunstgenuß zu verschaffen.

Den Inbegriff aber solcher Eigenschaften, die das Werk zu einer bedingungslosen, frei in sich bestehenden, hinreißenden Schöpfung machen, nennen wir Schönheit. —

Sie sind etwas unbefriedigt, meine Gnädigste, von dieser Erklärung der Schönheit? Sie vermischen die übliche „Naturgemäßheit“, die „Harmonie“ und wie die Umschreibungen sonst lauten? —

Ich gebe zu, diese Auffassung ist vielleicht nicht die landläufige. Sie scheint etwas allzu umfassend, zu vieldeutig.

Und doch kann ich Ihnen kaum eine bessere geben! Absichtlich lasse ich dem Begriffe seinen schwankenden Umfang, denn es ist endlich an der Zeit, im Zeitalter der Entwicklungslehre auch den Begriff Schönheit aus seiner künstlichen Verfeinerung zu befreien. Die Schönheit ist sicher kein feststehender idealer Begriff, aus dem man Formen hämmern, Maßstäbe schneiden könnte, sondern ein individueller! Daher auch die Erscheinung, daß in unserer vielzerpalteten Zeit selbst unter den Schönheitschöpfern, den Künstlern, die widersprechendsten Richtungen vertreten sind.

Die Bedingungen des Einzeldaseins sind unendlich verschieden geworden; was aber solch Einzeldasein ohne Nest aufnehmen kann, was ihm als kongeniale Kraft gegenübertritt, ist ihm schön. Vielleicht nur ihm. — Aber was erscheint noch allen schön? — Die Natur höchstens, — und auch die nur, so weit wir sie verstehen, umfassen! Ein Sommeraufenthalt auf dem Saturn würde uns wahrscheinlich zunächst fürchterlich sein, dann erst grandios; schön? — nun, es käme auf den Versuch an, wie lange wir dazu uns gewöhnen müßten!

Nur ein Weltenschöpfer, der in das Wesen aller Dinge eindringt, kann deshalb auch das einzige Ideal der Schönheit ausdenken, oder vielmehr in sich empfinden, und dieses wäre — das ganze All.



Studien und Kompositionen (Fig. 2, Blatt 6) von Jean Stauffacher. (Vergl. Seite 40.)

Unsere Kurzsichtigkeit verhindert uns, das All schön zu finden. Wir begreifen nicht, weshalb ein Wesen dem anderen zur Nahrung dienen soll, und finden den Kampf ums Dasein recht unästhetisch; wir vermögen weder die Schönheit des Ungeziefers einzusehen, noch von einem Miltpferd einen angenehmen Eindruck zu empfangen. Warum soll nicht ein höherer Geist als der unsere auch das alles durchaus zur Naturharmonie gehörig erkennen?

So kommen wir bei solcher Schönheitsauffassung wunderbarerweise dem herrlichen alttestamentlichen Wort wieder als moderne Menschen sehr nahe: „Und Gott sahe, daß alles sehr gut sei“.

So ist's auch dem Künstler seinem Werk gegenüber; deshalb sein Schaffensglück. Und so fühlt sich selbst der Stümper, wenn er nur meint, eine Welt geschaffen zu haben. —

„Und die Mode?“ erinnern Sie mich mit vorwurfsvollem Lächeln. —

Thuerste Freundin, als wir vom Englischen Hof nach Schloß Hohenbaden hinaufstiegen, haben wir die Blumen am Wege gepflückt und sind so unvermerkt zur Höhe emporgekommen, einen reizenden Feldblumenstrauß oben in der Hand.

Ich hoffe, Sie gestatten Ihrem Ritter, auch heut gelegentlich eine Blüte, wenn auch aus dem etwas abgelegeneren Felde der Spekulation, herbeizutragen. Sie sehen, ich habe den Blüten die Dornen ganz handlich abgezupft, daß selbst eine vollendete Dame ihren Duft wenigstens prüfen kann.

Und dann, sehen Sie, wenn wir für die Ästhetik der Mode kämpfen wollen, müssen wir doch zunächst unsere Waffen kennen! Glauben Sie nur, wir werden fast alles Gesagte noch brauchen! Und in diesem Glauben vertrauen Sie auch ferner

Ihrem ergebensten
H. S.

Unter den Arkaden.

Von Günther v. Freiberg.

„Einst war ich Nähterin, dann Gräfin, — jetzt bin ich wieder Nähterin!“ so sagte die noch immer schöne Venezianerin Antonietta, welche mir Wäsche anfertigte und bisweilen meinen Besuch empfing, da mir ihr seltsames Schicksal, ihre angenehme Persönlichkeit, ihr fein beaitetes Herz Teilnahme einflößten.

Sie wohnte an irgend einer krummen Brücke im siebenten Himmel eines baufälligen Palastes, nähte und nähte für Geld, und war doch legitime Besitzerin eines großen, schwerwiegenden Namens gewesen, oder vielmehr: sie war es noch. Aber ungünstige Verhältnisse hatten es mit sich gebracht, daß sie ihren obliturnen Mädchennamen wieder angenommen hatte und in ein niedriges Stübchen zurückgekehrt war. Am Fenster dieses Stübchens, hinter einem Flor gefüllter Manteln, erzählte sie mir das Märchen ihres Lebens mit echt jüdischer Suade, wie folgt:

„Da Sie, mein deutscher Herr Poet, nicht aus Venedig gebürtig sind, so wissen Sie vermutlich nicht, daß es einem Brautpaar Unglück bringt, zwischen den beiden Säulen der Piazzetta zu gehen; daher machen die Verlobten stets einen weiten Bogen um den Löwen und den heiligen Theodosius herum.“

Geschieht indessen, daß man zerstreut ist, — du mein Himmel, die Zugend! Die ist blind vor Liebe und kennt keine Vorsicht.

Ich war sechzehn Jahre alt und hatte auf Anraten meiner Base einen Bräutigam genommen, den Fischhändler Zanetto, einen gutherzigen, wettergebräunten Burtschen, dessen Vater ein Haus und ein ganz einträgliches Geschäft auf Burano besaß. Zanetto war närrisch verliebt in mich, die nichts als ein schwarzwolles Kleidchen, einen schwarzen Schleier und einen Papierfächer ihr eigen nannte. Beim Bilderhändler der eisernen Brücke hatte er einen französischen Kupferstich gekauft, ein näherndes Mädchen mit der Unterschrift Rigolette.“

„Aha,“ unterbrach ich, „die sympathische Volksblume aus den Geheimnissen von Paris.“

„Ganz recht! Er sagte, ich gliche der Rigolette Zug für Zug, was mir nur angenehm sein konnte. Ich war damals recht eitel, ich dummes Ding! Zanetto selbst sah eigentlich aus wie ein Mohr und trug grobes Zeug, trotzdem er die Kundschaft der reichsten Familien hatte. Aber die Maler, namentlich die fremden, fanden dies prächtig und waren immer mit Rot- und Bleistift hinter ihm her, — die närrischen Leute! Daher glaubte auch ich schließlich, mein Liebster sei ein wahres Wundertier.“

Bei schönem Wetter promenierte ich mit der Base im Sonnenfinken vor dem Dogenpalaste; einmal war ich besonders froh und übermütig, hatte die Tasche voll Bonbons und Mandorletti, als jählings Zanetto weiß wie Kreide wird und mir zuraunt: „Jesus, du wirst mir untreu werden, Tonietta!“ Erschrocken blickt ich empor und gewahrte über mir das Krokodill des heiligen Theodosius, zu Häupten Zanettos das geflügelte Löwentier, welchem Napoleon Bonaparte die Brillantaugen stahl.

Madonna mia, betroffen war auch ich! und die Base schlug ein Kreuz nach dem andern. Doch sagte ich mich und lachte: „Seid nicht so abergläubisch!“ und zog schnell den braunen Jungen unter den Säulengang des herzoglichen Palastes. „Siehst du,“ flüsterte ich ihm zu, „die Täubchen, die uns umflattern? Gehören diese zahmen Vögel, die auf Staatskosten gefüttert werden, nicht seit unendlichen Zeiten zu Venedig, so gut wie die Gondeln, die Glasperlen u. s. w.? Wohlan, so lange es Tauben giebt auf unseren Plätzen und Gäßchen, so lange werde ich dir treu sein, d. h. noch über das Grab hinaus!“

„Das läßt sich hören,“ sagte Zanetto mit dankbarem Blick und geleitete uns beruhigt nach Hause.

Es hatte gerade sieben Uhr geschlagen, als ich Zanetto ewige Beständigkeit gelobte. Drei Stunden später nahm mein Schicksal eine unerwartete Wendung! Zwar nicht gewaltsam, aber doch unabwendbar.

Ich saß nämlich ganz allein auf meinem Stübchen, nebenan schlief die Base; der Mond lugte zum Fenster herein, es war Frühling; in einem nahen Gärtchen

dufteten Rosen und Gaisblatt. Da klangen, nein da sangen Töne herüber aus dem Palast der verwitweten Gräfin Carpi, und diese Töne griffen mir ans Herz, sie überschlichen mich mit süßem Zauber, sie kündeten fernes, ungeahntes Glück! Klavierpiel war's, aber welch ein Spiel!

Wir sind hier zu Lande alle geborne Musiknarren; haben wir zwei Lire, so laufen wir in die Oper; unsere öffentlichen Serenaden auf dem Kanal grande werden nur von Künstlern ersten Ranges ausgeführt; so bilden wir unser Ohr, unsern Geschmack, wenn wir auch keine gelehrten Musiker sind.

Jenes Spiel — die „Mondscheinsonate“, wie ich später erfuhr — machte mich weinen und jauchzen, ich fiel auf die Kniee und lauschte mit verhaltenem Atem.

Drüben unter den Fenstern des Künstlers hatten sich Gondeln angefunken, man applaudierte rings umher und rief schallende evvivas und bravos!

Darauf verstummten die himmlischen Klänge, das Licht erlosch im gegenüberliegenden Balkonzimmer. Totenstille!

Selig blickte ich zu den Sternen empor, ohne zu schlafen. Früh am Tage war ich unten am Kanaleto und winkte dem Gondolier der Gräfin. „Du, Vittorio, wer spielte gestern abend bei euch?“

„Unser jüngster Herr Graf. Er kam eben aus Paris und London zurück.“

„Er spielt wie ein Engel.“

„Er ist auch ein Engel. Da, schau, eben öffnet er sein Fenster. Das ist Graf Camillo.“

Ein Engel stellt man sich gewöhnlich blond vor, ringellockig, weiß und rosig von Angesicht, wie er auf dem Tobiasbilde in der Akademie abgemalt ist; Graf Camillo war bleich mit dunklem, schlichtem Haar, nicht gar so jung mehr, anfang der Dreißiger; ich fand ihn durchaus nicht hübsch, sondern war ziemlich enttäuscht.

Indessen als spät abends das unvergleichliche, heraufwühlende Spiel von neuem begann, versiel ich demselben Fieber, ja es steigerte sich mit jedem Takte! Oh, Ständchen aus „Don Pasquale“, oh, Quintett aus „Lucia“! Jetzt rief ich mir die Züge des Grafen genau ins Gedächtnis zurück, und er verklärte sich in meinen Augen, ich verliebte mich leidenschaftlich in seine stillen, vornehmen Mienen, seine halbgeschlossenen, müden Augen. Im selben Moment trat bei mir ein Abscheu gegen Zanetto ein. Diese Wandlung vollzog sich in mir ohne jeglichen Bewusstseinsbiß! Meine fixe Idee war, ihn los zu werden.

Zanetto aber gehörte zu den Klettenmenschen, die sich nicht leicht abschütteln lassen; lange Zeit blieb er blind. Einen Nebenbuhler gab es ja im eigentlichen Sinne des Wortes auch nicht!

In dieser Situation verzehrte ich mich. Über Tag war ich wie in der Hölle, des Nachts von 10—12 Uhr öffnete sich mir das Paradies, während Don Camillo phantasierte. Zuweilen blieb's drüben still, der Graf begleitete seine Mutter in Gesellschaften; er war der heißbegehrte Liebling der Albrizzis, Loreolanos, Mocerigos u. s. w., doch nur gezwungen besuchte er diese Kreise, wo soviel medifiziert, der Mode, der Eitelkeit jedes Herzensgefühl geopfert wird.

Zanetto alles zu gestehen, wäre Wahnsinn gewesen! Ich hätte ja seine brutale Eifersucht auf einen mir total fremden Mann hingelenkt, den Grafen in Gefahr gebracht oder mir selbst das unauslöschliche Brandmal der Lächerlichkeit aufgedrückt. Ich fand und fand keinen Ausgang, bis es hieß: Zanetto sei militärschuldig und müsse seine drei runden Jahre ab dienen. Er heulte und wehklagte wie alle, die das Meer ihre Heimat nennen, deren Lebenslust die frische Brise ist und denen die Kaserne ein Gefängnis scheint; Trennung von Venedig galt ihm in jeder Hinsicht schlimmer als der Tod.

Und ich abscheuliches Geschöpf sah ihn mit heimlicher Freude ziehen! Sein Regiment stand weit unten in Kalabrien.“

Antonietta hielt in ihrer Erzählung inne und blickte schweigend, wie in Erinnerung versunken, zu Boden. Nach einer Pause fuhr sie gedämpfter, in fast elegischem Tone fort:

„Wie es kam, o Signor, daß eines Tages Camillo in mein Stübchen trat und mich beauftragte, ihm gefädelte Manschetten anzufertigen? Weiß ich's? Alles schien sich rund um mich zu drehen, ich war einer Ohnmacht nahe, er zitterte gleich mir! Ein heller Sonnenstrahl umflamte das Madonnenbildchen an der Wand und küßte den Lilienengel, der zum Preise Sanct Antonius' von Padua im Glasruge blühte. Camillo aber — denken Sie nur, küßte mir die Hände, als wäre ich kein armes Mädchen, als wäre ich eine Dogaresa gewesen!“

Wie schlug ein ritterlicheres Herz in der Brust eines Edelmannes als dieses Herz, das sich mir zu eigen gab am Sommermorgen im Lilienbuste; ich wollte ja nur seine Magd werden; er bestand darauf, mich zur Gräfin, zu seiner rechtmäßigen Gattin zu machen.

Und er erfüllte sein Wort nach einer Zeit schmerzlicher Kämpfe. Zwischen ihm und seinen adelsstolzen Brüdern kam es zum Bruch. Die Mutter gab schließlich ihre Einwilligung.

Wir pflegen zu sagen, wenn man einen Stern zur Wohnung nimmt, fällt er vom Himmel. Der Stern, den wir bezogen, blieb im blauen Ather! Drei Jahre Seel' an Seele gönnte uns das Geschick. Aber nicht von Dauer ist solch süßes, unentweichtes Glück: Camillo, der Menschenfreund, leistete Hilfe bei einer Überschwemmung in Mestre, zog sich eine Erkältung zu und — flog zum Himmel auf.“ (Die Italiener vermeiden das Wort „sterben“; in ihrer emphatischen Weise umschreiben sie es und sagen: „Die Umarmung Gottes auffuchen“, „Emporwallen ins Paradies“ u. s. w.)

„Und Zanetto?“ wagte ich Don Camillos Witwe zu fragen, welche durch die Herzlosigkeit ihrer Schwäger in die Armut hinausgestoßen worden, aber voller Würde und Kraft sich das Brot erwarb mit ihrer Hände Arbeit, — „Zanetto?“

„Hat sich getrübt“ antwortete sie lächelnd. „Das Garnisonsleben mag ihm zu Hilfe gekommen sein; er soll die Kunde meiner Vermählung ziemlich gleichmütig aufgenommen haben und kehrte, nach Ablauf der Dienstzeit, zu seinen Krabben, Austern und Fischen zurück. Mehr noch: kurz nachdem das größte Unglück meines Lebens mich betroffen, führten mich Geschäfte nach dem Tribunal; ich schritt unter den Arkaden des palazzo ducale entlang, und da, an derselben Stelle, wo ich falsch geschworen hatte, stand Zanetto und warb um die junge Wasserträgerin Angiolina. Tauben schwirren umher wie damals! Zanetto nahm von einer Welt Besitz, der Welt der Liebe, für mich war und ist sie versunken. So wechseln die Lose der Sterblichen.“

Was schützt vor Verzweiflung? — Erinnerung, Arbeit und ein leidlich gutes Gewissen.“



Unter den Arkaden. Von E. Karger.

Nachdruck verboten.

Litterarische Charakterbilder.

Hermann Heiberg.

Seit vor einem halben Jahrhundert etwa des trefflichen Bühnendichters Peter Andreas Heibergs Muse verstummte, und zwanzig Jahre später auch Johann Ludwig, Peter Andreas' gleichbegabter Sohn aus diesem Leben schied, schien der Name Heiberg in der Nomenklatur poetischen Schrifttums ausgelöscht zu sein. Da sollte derselbe plötzlich — es geschah vor wenig Jahren — in überraschender und wahrhaft glänzender Weise neu belebt werden. Ein anspruchslos erscheinendes kleines Buch: „Kludereien mit der Herzogin von Seeland“ brachte ihn auf einmal wieder in aller Mund.

Ein Buch voll heiterer Ammut, ein Buch voll reizenden Humors, den die blitzende Thräne, die dann und wann, mitten



unter Scherzen, im lachenden Auge schwamm, nur um so be- zwingender machte; ein Buch voll uniger Lust am Leben und allem, was dasselbe zur Poesie verklärt, und doch wieder oft ganz hingegeben an ein schmerzliches Empfinden mit den Müh- seligen und Beladenen dieser Welt und dann feuchten Auges in das vielgestaltige Leid des Erdenlebens hineinstarend!

Das seltsam eigenartige, vielfach zum Widerspruch, öfters noch zu vollem warmen Beifall herausfordernde Buch war das Werk eines offenbar noch jungen, vollkräftigen, aber mit dem Leben schon tief vertrauten und scharf beobachtenden Mannes; voll launenhafter Subjektivität, zu formlosen Impromptus geneigt, aber unverkennbar die Keime eines großen Talentcs, wahren Künstlertums in sich tragend und durchdrungen von jener kräftigen, vollblütigen Sinnlichkeit, die, gleich einem Athleten, mit zentnerschweren Kunstaufgaben ein heiteres Spiel treibt. — Die Spannung auf des jungen Autors weitere künstlerische Entwicklung war allgemein. Wer näheren Anteil an ihm nahm, durfte besorgt sein: ist doch im Reiche der Kunst ein erster Erfolg der leichtere, viel schwerer und un- sicherer ein zweiter! Da trat Heiberg schon ein Jahr darauf mit einem neuen Buch hervor, diesmal eine Sammlung von „Acht Novellen“ (Leipzig, Verlag von W. L. Friedrich), die sein Naturell und spezielle Kunstbegabung bereits in aus- geprägter Weise offenbarten und den Beweis lieferten, daß er sich künstlerisch zu beschränken sehr wohl fähig, wenn auch nicht immer gewillt sei. Die acht Novellen waren keineswegs alle vollwertig und ästhetisch unantastbar; neben dem Vorzüg- lichen bot der Autor unbekümmert anbrüchiges Mittelgut, neben wunderbar Ergreifendem auch Verleidendes, neben Offen- barungen lebensvollster Naturwahrheit unkünstlerische Vir- tuosenstücke. Aber wach ein Talent lebte und webte in allem! Diese rührende, von der Verehrtheit des Herzens diffundierte Schilder- ung der Mutterliebe, der Sohnesliebe; diese allerliebsten Bilder aus dem phantastischen Geheimleben eines Schulknaben; diese köstliche Zeichnung der drolligen Verkehrtheiten eines versteiften Spießbürgers; diese meisterhafte Schilderung tiefer Seelen- bewegungen in einfachen unbehilflichen Naturen! Und daneben dann die graufame Verirrung des Talentcs in der mit allem Raffinement geschilderten Verbrennung eines in der Hütte ein- geschlossenen, hilflosen Kindes — meisterhaft auch das, aber abschreckend und beleidigend! — „Nicht alles, was die Kunst vermag, soll sie vermögen!“

Ungetrübter Genuß gewährte dem Kunstfreunde ein weiterer Band Novellen „Ernsthafte Geschichten“ betitelt (Leipzig, Verlag von W. L. Friedrich). Der künstlerische „Ernst“ des Autors kommt hier zu vollem und wohlthuendem Aus- druck; das geniale Impromptu weicht mehr und mehr dem be- wußten Schaffen, die künstlerische Komposition tritt überzeugend hervor, und die Sprache zeigt eine Reinheit und einen Glanz, die Wahl des Ausdrucks eine Prägnanz und Plastik, die auch den widerstrebenden Leser hineinziehen muß. Die Stoffe sind zum Teil den Kindheits Erinnerungen entnommen, wie z. B. in „Machtthilde Daniels“, und hier von pulsierendem Leben; zum Teil späterer Lebenserfahrung, und hier nicht minder wahr, aber herb und unerfreulich, wie z. B. in der Novelle „Ulrike Behrens“, bei deren Lektüre die Freude über die vorzügliche Komposition mit der leisen Abneigung gegen die grausame innere Führung im Streite liegt. Die Erzählung läßt einen Stachel in der Seele zurück.

Einen Stillstand, wenn nicht einen Rückschritt im künstle- rischen Entwicklungsgange Heibergs bezeichnet, für mich wenigstens, das seltsame und formlose Buch „Ausgetobt“. Mit Unlust sieht hier der Litteraturfreund eine längst über- lebte, unserer ästhetischen Anschauung direkt widersprechende Form oder besser „Unform“ erzählender Dichtung von neuem

zur Anwendung gebracht, und selbst die gelungensten und rührendsten Details, die gelegentlichen Offenbarungen einer tief empfindenden Seele vermögen weder mit der tumultuarischen Stoffanhäufung, noch mit dem burlesken, in einzelnen Fällen bis zum Unschönen ausartenden Vortrage auszuwöhnen.

Im Jahre 1884 trat Heiberg mit dem Roman „Die goldene Schlange“ hervor. Das Buch schließt mit Seite 360, hatte aber, streng künstlerisch betrachtet, seinen Abschluß schon mit Seite 127 erreicht. Der Leser, der hier innehält, hat den vollen schönen Eindruck einer in sich abgerundeten, trefflich komponierten Dichtung, die einen schönen Nachklang und den Reiz stillen Nachdenkens in der Seele zurückläßt. Was drüber hinausgeht — die ganze zweite Hälfte des Buches — ist will- kürlich angefügt und hebt den Eindruck der ersten, besseren Hälfte zum Teil wieder auf. So wahr ist das alte weise Wort, daß in der Kunst nicht das Anfangen, sondern das Enden am schwersten falle.

Der Erfolg, den das Buch, trotz der von uns als Mangel empfundenen unorganischen Ausdehnung, beim Publikum hatte, konnte den Dichter nicht täuschen; vielmehr schien er ihn ledig- lich zu höherer Kräfteanstrengung, zu reinerer Kunstleistung zu befeuern; und so ermöglichte er das Gewaltige, im Laufe von zwei Jahren drei große und — daß es wir nur gleich sagen — vortreffliche Romane zu schaffen und damit die oberste Stufe zum Tempel der wahren Kunst zu ersteigen. „Apotheker Heinrich“, „Eine vornehme Frau“ und „Ethers Ehe“ werden trotz einiger nicht zu verkennender und nicht zu bemäntelnder Fehler immer unter die glänzendsten Erscheinungen epischer Prosa dichtung unserer Gegenwart gerechnet werden. Hier giebt Heiberg, wie wir glauben, das Beste und Schönste, dessen seine schöpferische Phantasie überhaupt fähig ist. In allen drei Dichtungen darstellungswürdige Stoffe, aus dem wallenden und wogenden Leben der Gegenwart mit sicherer Hand geschöpft; in allen dreien die künstlerische Arbeit, die aus tiefem Vertrauen zum gewählten Vorwurf bis zu vollster, höchster Schaffens- freudigkeit sich steigert; in allen dreien die den Leser im Tiefsten erquickende überzeugende Liebe des Dichters zu seinen Gestaltungen. Das Zeitliche des Stoffes ist überall mit dem Bleibenden, dem Ewigen durchsetzt; überall rührt die Dichtung an das innerste Geheimnis des Herzens, macht uns in der Tiefe unserer Seele erbeben. Nicht selten in Zorn über des Dichters schonungslosen Realismus, nicht selten in schmerz- hafter Abkehr von Szenen voll graujamen Leidens! Man ist versucht, ihm des großen Meisters Diktum entgegenzu- halten, daß die wahre Poesie sich dadurch ankündigt, daß sie als ein weltlich Evangelium durch innere Heiterkeit und äußeres Behagen uns von den irdischen Lasten, die schon genug am auf uns drücken, zu befreien wisse; aber erwägt man dann weiter in erschüttertem Herzen, daß die erste und höchste Auf- gabe des echten Dichters die sei, die Kenntnis des Menschen, der Natur und des Weltgesetzes zu erweitern, dann verzeihen wir es, daß der Krank der Wahrheit, den er an unsere Lippen hob, mit Bitternis versetzt war und — des Dichters höhere Zwecke ehrend schweigen wir. Möge er fortfahren in treuer künstlerischer Arbeit des „Lebens tiefgeschöpftes Bild“ empor- zuheben, unbeirrt, wenn dasselbe auch durch einen schmerz- lichen Zug die Empfindung des Beschauers erregt und verwirrt. Er schafft offenbar unter zwingenden inneren Beding- nissen; die Kunst ist ihm kein Spiel, keine heitere Willkür, son- dern eine ernste Notwendigkeit des Lebens, die sich seines ganzen Menschens bemächtigt hat. So steht auch Großes noch in neuen Formen, vielleicht in überraschenden Gestaltungen! Denn seine dichterische Entwicklung erscheint bisher keineswegs abgeklungen. Streift doch auch, wie die Kunst überhaupt, so die Schaffenskräfte des wahren Künstlers niemals stille, sondern hält sich nur „wie unter Zelten“ auf, die sie errichtet und ab- bricht — auf dem Wege zum Ideal! Darum harren wir des Weiteren. E. J.

Fuß- und Handelsgeschäfte in Calcutta.

Der Kleinhändler ist in Indien ein Hindu oder Muhameda- ner; durch das ganze Land zieht er mit Ochsenwagen und fragt bei den Wohnungen der Europäer an, ob etwas gebraucht wird. En gros-Geschäfte von Eingeborenen giebt es wohl auch, doch werden dieselben nur meist in Häusern und geschlossenen Lokalen betrieben. Der eigentliche Markt in Calcutta ist im Viertel der Eingeborenen, wo hohe, schmale Häuser mit ver- hangenen Fenstern dicht zusammenstehen. In dem Unterstock wird lebhafter Handel betrieben mit allem, was die Welt her- vorbringt an Geweben und künstlicher Handarbeit auch vom Himalaya und dem Lande China; feine wollene Kaschmire, Decken und Shawls, letztere oft sehr kostbar, in bunter und weißer offener Seide mit Händen, ohne Zeichnung, sehr schön gestickt.

Als die Abendmäntel von Kaschmirstoffen noch Mode waren, gab es weiße und blaue, in zarten Farben, von weichem Gewebe; sie schmiegten sich wie Flaum dem Körper an, und die Kapuze und ein Theil dieses Gewandes war wundervoll mit weißer Seidenstickerei verziert. Dreihundert Rupien kostete ein Stück, und wenn man bedenkt, daß sechs Monate zur Stickerei von einem Manne — die Bengalen thun es — dazu erfordert wurden, sind sechshundert Mark nicht zu teuer, denn auch fünf Pfund Seide wurden dazu verwendet!

Sehr gut verstehen die Muhamedaner, Seevögel zu einer Art Pelzen und Federbesäzen zu verwenden. Wir sahen von weißen, zarten Federn einen Muff mit Halspelzen und Handmanschetten, welche unbeschreiblich schön und zart waren. Eine Fürstin hätte diese köstliche Arbeit tragen können! Wahr- scheinlich waren die Federn und die Haut des Vogels erst chemisch präpariert worden, denn von Natur aus dürften dieselben nicht so egal rein und weiß gewesen sein. Aber sie halten ihre Technik sehr geheim. Originell ist es, wie hier die jungen Handelsleute ihre Waren anpreisen, sie nehmen einiges von den zu verkaufenden Gegenständen auf den Arm und kommen an die Droschken. Wittern sie Fremde, dann sind sie so aufdringlich, daß Damen ohne Herren- oder Polizei- begleitung sie nicht los werden. Macht man ihnen Hoffnung, etwas zu kaufen, so bitten sie im gebrochenen Englisch in den

shop zu kommen. Es sind in neuerer Zeit auch Werkstätten bei den Geschäften; da nur Männer darin arbeiten, ist es sehr interessant, solches Atelier zu besuchen.

Wir hatten Auftrag, Hüte für Damen mitzubringen, und waren deshalb genötigt, eine Fußmacherwerkstatt und Geschäft aufzusuchen.

Der uns begleitende Herr war der hindostanischen Sprache mächtig und bat den Kaufherrn, den ihm folgenden deutschen Damen, welche die Landesitte kennen lernen möchten, zu er- lauben, mit in die Arbeitsstube zu kommen. Diese Kaufhäuser sind unpraktisch gebaut; wir wurden eine Art „Hühnerstiege“ hinaufgeführt, nur aus dicken Stricken von Jute, dort Patua genannt, gemacht. Halsbrechend war dieser Aufstieg! Doch er gelang ohne Unfall, und der Kaufmann brachte uns zu den Arbeitern. Acht schwarze Männer, nur um die Hüften be- kleidet, saßen zwischen Tüll, Blumen und Spigen! Ihre stechenden, erstaunten Augen blickten uns, so schwarzer Men- schen noch ungewohnte deutsche Frauen an; doch hatte uns die Seereise von England bis Calcutta schon etwas bekannt mit den Eingeborenen Indiens gemacht und so ließen wir uns gerne mit all den fremden Gebräuchen vertraut machen. Die Leute arbeiten nach Modellen und Zeichnungen, Geschäfte aus England und Frankreich senden ihnen in verloteten Zink- kisten fertige Muster von Hüten, Mantillen und Kleidern. Alles muß frisch, leicht und dünn sein, so wird viel in Mull und Tüll mit Spigen gearbeitet. Von Oktober bis November können auch nicht zu warme Stoffe in Wolle getragen werden. Damen und Herren haben für die Morgen- und Abendzeit dann leichte Flanellkleider. Von 11 Uhr ab ist es aber so heiß, daß ein Herr, welcher beim Fahren den Zügel des Pferdes hält, weiße Handschuhe tragen muß; thut er dies nicht, so hat er die Hand voller Blasen durch die stechend heiße Sonne. Auch der Hut aus Pflanzenstark ist ganz unerlässlich. Diese Hüte und ebenso die Regenschirme sind doppelt mit weißem Baumwollenstoff überzogen und bieten allein so Schutz gegen den Sonnenstich. Die Fußmacherstube war ganz eigen- artig, sie hatte nur drei Wände, der Boden war mit feinen Matten belegt und eine Seite des Gemachs war offen; man sah in die Kaufhallen des Ladens herunter; gewiß zur Be- aufichtigung des arbeitenden Personals und zur leichten Be- schaffung der Stoffe, denn es wurde unaufhörlich an einem Seil in Kästen das Nötige nach oben speidiert. Diese leichten Blech- kästen sind sehr beliebt in Indien, sie verhindern die kleinen Tiere, Ameisen und Stoffe fressenden Insekten an den Inhalt zu kommen, und man hat viele Not mit solchen Kästen; läßt man etwas frei liegen, so kann man den andern Tag gewiß sein, daß es zerfressen ist. Die Arbeiter, auch Schneider für Wäsche und Zeug, haben geringen Tagelohn, 60 bis 70 Pfennig ist schon viel! Sie nähren fleißig und schön, alles noch mit der Hand, und sind wirklich sehr geschickt. Sie sind sehr genügsam, meist Vegetarianer, aber ihre Wasserpeise ist ihnen unentbehr- lich. Reis ist die Hauptpeise, billige Fische, vielleicht als Zuspitze in „Curry“, ein Gericht mit scharfen Gewürzen dazu — so können sie in diesem heißen Lande, welches im ganzen wenig Bedürfnisse hervorruft, gut bestehen. Die Häuser sind klein und billig, der Unterricht kostet nichts, die Kinder lernen beim Vater oder Verwandten, Abgaben haben die Leute fast keine.

Die Gewerbetreibenden offenbaren in ihren Artikeln eine rege Phantasie! Alles nur Erdentbare verzierer sie, mit Per- len und Seide wird viel gestickt, Kleidung und Rißen, Fahnen zu Gögensesten, Gewänder für Opfergänge werden oft sehr kostbar zusammengestellt, ebenso Gewänder für Frauen und Kinder, Herrenmützen und Turbane; man kann sich dergleichen gar nicht reich genug vorstellen!

Auf Messing- und Metallarbeiten wird viel gegeben, hat doch ein jeder Mann seinen eigenen Gesteller und sein Wasser- gefäß, das er immer mit sich führt. So sind in einer Fa- milie oft zehn große Messingteller täglich im Gebrauch, die Köchin legt immer gleich das Essen auf dieselben, bevor es zum Mahle geht. Der Hausherr ist allein, später die anderen Fa- milienglieder. Durch die fast kslavischen Verhältnisse der Frauen zu ihren Männern sind diese halbe Despoten geworden. Nur das Christentum, Bildung und Civilisation kann das Los der Frauen Indiens wieder heben.

Kommt man in die Abteilung der Konditoren, so findet man auch da eigentümliche Einrichtungen. Es wird viel auf der Straße gearbeitet; so drehen sie eine Art Konfekt von Milch und Zucker an Pfählen, gleich einem Handtuch; viele Arten von Süßigkeiten, die man dort liebt, sind uns ganz unbekannt: so fabriziert man auch in Senfö! gebadene Mehlspeisen. Der rohe Zucker, „Gur“ genannt, wird zu billigen Sachen gebraucht und zu einer Art Konfekt verarbeitet, welches eine billige und gesunde Nahrung der Kinder in Hindostan ist.

Auch den Fruchtmarkt besuchten wir! Welche Masse von schönen, köstlich duftenden Früchten war da zusammengebracht! Im November war es, also gerade die beste Zeit für viele reife Früchte, z. B. Bananen, Mengos, eine Art großer gelber Pflaumen mit harter Haut, welche abgezogen wird, Melonen, Charifas, Pepitas, Guavas, Feigen und Brot- früchte, oft 40—50 Pfund schwer, welche zerhackt billig pfundweise an die Eingeborenen verkauft werden. Eine Art Kirichen, „Litschis“ genannt, erregte unsere Aufmerksamkeit, sie haben einen großen Kern, schmecken köstlich und ähneln in mancher Beziehung unseren schönen einheimischen ersten Som- merfrüchten.

Beeren wachsen nicht in Indien, die Hitze ist zu groß. Mit großer Mühe versuchen die Gärtner vom Oktober ab bis Februar Erdbeeren zu ziehen; jetzt die Frucht an, so muß ein offener Korb darauf gestülpt werden, sonst sind die Früchte bald eine Beute der vielen Vögel, welche sehr lustern darnach sind. Man geht entweder früh zwischen 7 und 8 Uhr oder abends aus, um einzukaufen, oder vielmehr man fährt aus, denn die Hitze und das Menschengedränge erfordern ein Ge- fährt, welches nicht billig ist. Deshalb sucht man auch auf einer Fahrt fertig zu werden, obwohl den Fremden das bunte Getreibe mächtig anzieht und zur Beobachtung des Straßenlebens verlockt. —

Leider war uns die Zeit nur karg zugemessen. So wichen wir der Notwendigkeit und traten unsere Reise in das Innere der Provinz Tichoot an; mit einem Boote der Eingeborenen fuhren wir den Ganges hinauf und kamen in fünf Wochen am Orte unserer Bestimmung an. van G. . .

Nachdruck verboten.

Maskeraden in Asien.

Eine Maskerade in Asien ist ein ganz anderes Ding, als in Europa. In dem glänzenden und prachtliebenden Osten denkt außer denen, deren Profession es ist, niemand daran zu tanzen, und außer den Schauspielern und Schauspielerinnen ebenso niemand daran, öffentlich im Kostüme eines Prinzen oder einer Prinzessin, eines Königs oder einer Königin zu erscheinen. Aber bei gewissen festlichen Gelegenheiten amüsieren sich die niederen Klassen durch Verkleiden als Tiere. Schon zur Zeit des Tartaren Timur, also vor 500 Jahren, wurden bei einem großen Feste, welches er zu Samarkand gab, die verschiedenen Klassen der Gewerbsleute der Reihe nach veranlaßt, Aufführungen zur Erheiterung der Menge zu veranstalten. Die Frauen wurden als Ziegen oder Schafe verkleidet; die Pelzhändler und Fleischer als Löwen und Fische. Jede Klasse trat für sich auf, sprang munter umher oder gab sich trotz der Tiermaste den Schein, zu verkaufen und zu kaufen, Reis zu säen, Baumwolle zu weben, zu schneiden, rudern, graben, bauen, zimmern; doch bemühte sich andererseits auch, in ihrer Lebensweise die Tiere, welche man darstellte, nachzuahmen.

Genau dasselbe kann man noch heutigen Tages in Indien, namentlich beim Mohurrum-Feste sehen. Während die Schiiten-Mohamedaner in schwarzen Gewändern den Tod Alis und seiner zwei Söhne — Schwiegerjohn und Entel des Propheten — beklagen, feiern die Sunniten dann große Feste zu Ehren der ersten drei Kalifen und verkleiden sich als Tiger oder Löwen, um damit die wilden Tiere vorzustellen, welche die Ufer des Euphrat, als der letzte Sohn Alis ermordet wurde, belebten. Noch heute führen ferner die Sunniten und Scharen von Hindus alle jene Pöffen auf, welche aus alter Zeit vom Hofe Timurs berichtet werden. Die Feindschaft zwischen Schiiten und Sunniten veranlaßt dabei zuweilen Kämpfe und Blutvergießen, aber gewöhnlich verhindern die brittischen Behörden wirksam jeden Zusammenstoß.

So geschah es auch vor einigen Jahren bei Gelegenheit der Mohurrum-Feier in der Stadt Madras: die Schiiten klagten laut und schlugen sich im Innern ihrer Häuser an die Brust; wogegen die Sunniten auf den Straßen und Plätzen ihr Fest feierten. Ein Hindu-Beamter, unterstützt durch ein starkes Corps eingeborener Polizei, hielt den Frieden aufrecht. Da erschien plötzlich eine Schar vor diesem Beamten, bemalt und als Tiger, Affen, Bären und anderes Getier verkleidet. Darauf nahen sich die Repräsentanten der verschiedenen Gewerke in hellen Haufen, einer nach dem andern, mit ehrerbietigem Saem und grüßten achtungsvoll den ersten, majestätischen Hindu-Beamten, der in ihren Augen der Vertreter der Regierung, der Repräsentant des Staates — der Sirkah war. Die Menge der Mitspielenden und Zuschauer hielt vollständig Ordnung, spielte wie die Kinder, amüsierte sich und andere. Nur zuweilen wurde ein betrunkener Tiger oder ein allzu lärmender Bär vor die Bank gebracht, wo der Beamte mit einem oder zwei europäischen Zuschauern saß. Dem Uneingeweihten mußte es auffallen, daß die Masse zum Teil aus Hindus bestand, welche an diesem mohamedanischen Feste aus reiner Lust am Vergnügen teilnahmen und dabei alle Gefühle religiöser Feindschaft überwunden hatten. Der Hindu-Beamte entließ übrigens alle Übertreter, ohne sich darum zu kümmern, ob es Mohamedaner oder Hindus waren. Zuletzt wurde noch ein auffälliger Tiger zur Bestrafung angebracht, beschnitten mit farbigen Streifen, voll Branntwein und Furcht. Er räumte ein, betrunken und ordnungswidrig zu sein, bat aber, ihm zu verzeihen, da er ein Christ sei. Wahrscheinlich war es nur ein Baria, welcher sich Christ nannte, in der Hoffnung, so der Strafe der Einsperrung zu entgehen. Der würdige Beamte aber ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen und hielt zur Erbauung der anwesenden Europäer eine Predigt über das Unpassende für einen eingeborenen Christen, Tiger oder Bär mit den Mohamedanern zu spielen.

Vielleicht hängt diese Vorliebe der niederen Klasse, sich als Tiere zu verkleiden, noch mit dem alten Kultus der Tiere zusammen, vielleicht deutet es auf die Wanderungen der Seele, welche, ihrem Glauben zufolge, nach dem Tode des Menschen in irgend welche tierische Körper entsteht.

Die Asiaten sind übrigens wahre Meister in der Verkleidung. Mancher aufständige Prinz oder entthronte Fürst ist schon seinen Feinden als Weib oder Fatir verkleidet entflohen. Es ist in Indien sogar wiederholt vorgekommen, daß ein eingeborener Diener, welcher von seinem Herrn entlassen war, am nächsten Tage in anderem Anzuge, mit künstlich geänderten Haare, Bart und Augenbrauen erschien, und sich um die leere Stellung bewarb, auch eine Menge neuer Zeugnisse über Charakter und Leistungen vorwies, welche er soeben in irgend welchem benachbarten Bazar von einem gelehrten eingeborenen Händler erkaufte hatte. Neu angekommene Engländer werden so oft getäuscht, aber die englischen Damen, welche einige Zeit im Osten gelebt haben, nicht mehr. Die früheren Kameraden und Mitdiener des Betrügers unterstützen ihn zwar nach Kräften und schwören, daß der neu gekommene ein anderer Mann sei; aber die Dame bleibt fest. Der entlarvte Betrüger geht schließlich von dannen, während die Zuschauer sich wegen ihrer fortgesetzten Lügen durchaus keine Vorwürfe machen, höchstens über die Schlaueheit ihrer Herrin lachen. Sie waren eben nur bemüht, ihrem Kameraden zu helfen und haben nichts erreicht; das Bewußtsein, damit Unrecht begangen zu haben, fehlt diesen Leuten bei dem niedrigen Stande ihrer moralischen Entwicklung durchaus.

Eine merkwürdige Geschichte dieser Art wird von Sir Mark Cubbon, als er königlicher Kommissar in Mysore war, berichtet. Seine Erfahrung bezüglich der Eingeborenen war fast ohne Gleichen. Er landete nämlich 1800 in Madras und lebte dann 60 Jahre in Südbindien, teils im Militär-, teils in Civildienste, stets von Mohamedanern und Hindus umgeben, ohne nur ein einziges Mal nach Europa zurückzukehren. Während der Rebellion gegen den Rajah von Mysore verursachte der waghalsige Führer einer Bande von Dacoits viele Mähe. Sir Mark kannte den Mann gut und that alles mögliche, um ihn zu fangen, brauchte seine besten Detektives und versprach hohe Belohnung für dessen Ergreifen, alles umsonst. Zeit verstrich, keine Spur wurde gefunden und die Sache war nahezu vergessen. Eines Tages wird Sir Mark auf einen Stallknecht aufmerksam, der bereits seit einigen Jahren in

seinem Dienste stand. Vor Überraschung schrie er beinahe laut auf, denn der Stallknecht und der Rebell waren ein und derselbe Mann.

In den letzten Jahren ist unter den Asiaten der Geschmack aufgetaucht, sich auch in Europa zu maskieren. So wird erzählt, daß ein eingeborener Diener der indischen Kommissare aus dem South Kensington-Museum ein orientalisches Kostüm zu „borgen“ versuchte, um in der Londoner Gesellschaft als großer Rajah zu erscheinen. Ferner wurde ein indischer Prinz von großem Reichtum und Namen, Modell männlicher Schönheit, als Bruder eines eurasionischen Stubenmädchens in einer europäischen Familie entlarvt. Noch nicht lange ist es her, daß englische Ladies durch die Entdeckung in Schrecken versetzt wurden, daß ein großer asiatischer Prinz, mit welchem sie in London schön thaten und korrespondierten, in Wirklichkeit nur ein Emissar des berühmten Rana Sahib von Bithoor und Cawnpore war. Engländer, die länger in Indien wohnten, kennen das gefährliche Talent der Indier für Verkleidungen aller Art, das mit ihrer Falschheit und Verlogenheit überhaupt in engster Verbindung steht.

G—ff.

Nachdruck verboten.

Kulinarisches über den Hasen.

Der zum Geschlecht der Nagetiere gehörige Hase liefert der Tafel aller europäischen Völker wohlgeschmeckende und leichtverdauliche Gerichte. Trotz seiner Fruchtbarkeit — das Sprichwort sagt von ihm: „Der Hase geht im Frühling selbster ins Feld und kommt im Herbst selbst ins Vorholz wieder als Held“ — würde er ohne Schonzeit bei uns längst ausgerottet sein, daher beschränkt sich auch die Jagd auf Hasen von Anfang September bis Mitte Februar.

Beim Einkauf hat man vor allem darnach zu sehen, daß man keinen alten Kammeler kauft, da dessen Fleisch trocken, hart und nicht wohlnehmend ist. Man erkennt den Kammeler daran, daß er viel kürzer und breiter ist, einen größeren Kopf, längeren Schwanz und längeren Bart hat als die Häsin; sein Winterkleid ist braunrötlich, während die Häsin langgestreckt ist, längere Ohren aber einen kleineren Kopf, kürzeren Schwanz und Bart hat; das Rückenfell ist bei ihr und den jungen Hasen grauschwarz und Bauch und Seiten sind heller gefärbt; das Fleisch der jungen Hasen und der Häsin ist vortrefflich.

Der Hase muß, wie alles Wild, nachdem er geschossen ist, erst einige Tage an einem kühlen, luftigen Orte hängen; je nach der Temperatur längere oder kürzere Zeit. Man muß dabei beobachten, wann die Schußwunde zu schwellen anfängt, d. h. Feuchtigkeit absondert. Ist letzteres der Fall, so muß der Hase verbraucht werden, denn es tritt von diesem Zeitpunkte der Hautgout, d. h. die Fäulnis ein. Wenn auch von vielen der Hautgout hochgeschätzt wird, so ist doch der Genuß von in Fäulnis geratenem Fleisch nicht nur den meisten ekelhaft, sondern kann auch gesundheitsschädlich wirken.

Vor allem ist darauf zu achten, daß beim Zubereiten solchen Wildes, welches bereits in Fäulnis überzugehen beginnt, die größte Vorsicht angewendet werde, damit nicht verletzte Finger mit ihm in Berührung gelangen, weil man sich dadurch leicht eine Blutvergiftung zuziehen kann. Tritt eine Verletzung während des Zurichtens ein, so ist die Wunde sofort mit einer Lösung von übermanganäurem Kalk auszuwaschen. Durch Einlegen in eine solche Lösung (die die Farbe von Rotwein besitzen muß) ist riechendes Fleisch auch zum größten Teil von seinem übeln Geruche zu befreien.

Den Hasen hängt man vor dem Gebrauche an den Hinterläufen an zwei Hasen, weidet ihn aus, wobei man den Leib der Länge nach, vom Schwanz ab, aufschneidet; die Leber löst man von der Galle ab, legt Leber, Herz, nebst Zunge zur Seite; will man Civet oder Hasenpfeffer bereiten, so verrührt man das Blut, das aber durchaus nicht riechen darf, mit etwas Essig. Alles Ubrige wirft man fort. Das Fett und die Nieren läßt man in dem Hasen sitzen. Nun löst man das Fell am Bauche ab, schneidet ringsum an den Pöfchen die Haut ab, und indem man mit dem Messer nachhilft, schlägt man das Fell zurück und zieht es über den ganzen Rücken und die Keulen ab. Dann schneidet man die Ohren ab und zieht das Fell herunter. Bei den meisten Bereitungsarten haakt man den Hals mit dem Kopfe ab, ebenfalls die Vorderläufe — diese brät man oft mit und legt sie beim Anrichten zu beiden Seiten des Hasen auf die Schüssel —, sonst legt man sie, mit dem abgeschneittenen Bauchfleisch und den Rippen zur Leber u. s. w., um Civet oder Hasenpfeffer davon zu bereiten. Der Hase wird nun sorgfältig gewaschen, wobei man alle noch anhängenden Haare entfernt, nie aber darf man ihn längere Zeit im Wasser liegen lassen, wie es vielfach Gebrauch ist; es würde dadurch dem Hasen Saft und Kraft entzogen werden. Nun entfernt man mit einem spitzen Messer die übrigen dünnen Häute, knickt, damit die Keulen gut liegen, den Schlußknochen ein und hackt soviel von den Hinterläufen ab, daß noch etwa ein Daumen breit von dem Fell daran bleibt, und bindet die Hinterläufe kreuzweis aneinander.

Die weitere Behandlung werde ich bei den verschiedenen Rezepten angeben. Die süddeutsche Art, jedes Wild, auch den Hasen, einige oder mehrere Tage in einer Beize zu legen, ist durchaus zu verwerfen, da dadurch nicht allein das Fleisch ausgelaugt wird, sondern auch jede Art den ihr eigenen Geschmack verliert; nur bei alten Tieren und Wildschweinen ist eine Beize oft angebracht und kann man z. B. einen alten Auerhahn nur dadurch genießbar machen.

Hasensuppe. Ein gut vorbereiteter Hase, nebst Magen und Herz, doch ohne die Leber, wird knapp mit Wasser bedeckt zum Kochen gebracht, nach sorgfältigem Abschäumen fügt man 1 Zwiebel, die man teilt und die Schnittseite auf der Herdplatte hellbraun röstete, 2 Lorbeerblätter, 1 Möhre, 2—3 Gewürznelken, einige Pfefferkörner und Salz hinzu und läßt den Hasen weich dünsten. Nun schneidet man die zartesten Rückenteile ab, stellt sie zur Seite, um später kleine längliche Stücke davon zu schneiden. Das andere Fleisch und die Knochen zerstückt man im Mörser ganz fein, giebt auf diesen Brei die Hasenbrühe und noch so viel kräftige Fleischbrühe als man Suppe gebraucht, fügt 6 zerriebene, hartgekochte Eidotter hinzu und läßt dies 1½—2 Stunden langsam kochen, streicht die Brühe

durch ein Haarsieb, fügt noch 3 Eßlöffel voll Madeira hinzu, schmeckt nach dem Salze und richtet die Suppe über dem zerhackten Hasenrücken an.

Für den Familientisch bereitet man aus Resten eines Hasenbraten eine gute Suppe, indem man Fleisch und Knochen fein zerstampft, mit Wasser bedeckt die Nacht über stehen läßt, früh am anderen Morgen dies zum Kochen bringt, Zwiebel, Wurzelwerk, Suppenkraut hinzufügt, dies 3—4 Stunden kochen läßt, die Brühe dann durchsiebt, mit brauner Mehlschwitze sämig kocht und über gerösteten Semmelwürfeln anrichtet. Auch kleine Klöße von gehacktem Hasenfleisch kann man hineinlegen.

Hasenlebern. Am schmackhaftesten sind die Hasenlebern, wenn man sie von frisch geschossenen Hasen sobald als möglich bereitet. Die Lebern werden mit einem reinen Tuche abgetrocknet, dann jede der Länge nach in 2 Schnitte geteilt; diese werden in zerlassene Butter getaucht, in Zwiebackkrumen oder Paniermehl, dem man Salz und eine Prise Pfeffer beimischt, umgewendet und in kochender brauner Butter rasch auf beiden Seiten goldbraun gebraten.

Hasencivet. Das Civet bereitet man für Gäste von einem ganzen Hasen, für den Familientisch kann es von dem Fleische, welches nicht gebraten wird, gemacht werden und fängt und verrührt man das Hasenblut mit etwas Essig. Nimmt man einen ganzen Hasen, so zerteilt man denselben in hübsche Stücke. 175 Gr. mageren Speck schneidet man in mittelgroße Würfel und brät diese mit 2 großen Zwiebeln in Butter braun. Ehe die Zwiebeln zerfallen, entfernt man sie, nimmt mit einem Schämmer die braunen Speckwürfel heraus, legt die Hasenstücke in das bratende Fett und läßt sie 10—12 Minuten auf beiden Seiten schmoren, stäubt nun 1½—2 Eßlöffel voll Mehl über das Fleisch, legt die Speckwürfel auf dasselbe, gießt ¾ Liter kräftige Fleischbrühe, ½ Liter Rotwein unter das Fleisch, fügt 1 Kräuterbündel, einige Nelken, 2—3 Wachholderbeeren und das nötige Salz, 3 Prisen Pfeffer, ebenso viel Piment und Nelken hinzu, deckt das Civet fest zu und läßt es auf raschem Feuer, wobei man es öfters umschwenkt, 40—50 Minuten dämpfen. Beim Anrichten legt man in die Mitte der Schüssel kleine braun glacierte Zwiebeln, das Fleisch im Kranz um dieselben, um dieses kleine Klößchen von Kalbfleischsauce mit im eigenen Saft eingekochten Champignons abwechselnd; die eingefochte Sauce, zu der man den Zwiebelsaft gab, wird mit dem Hasenblute legiert und über das Civet gegeben. Das Civet wird als Hors d'oeuvre gegeben oder als Zwischenschüssel, und im letzteren Falle legt man Blätterteigfleurons oder Griesfritturen um dasselbe.

Hasenfritturen und Croquettes. Wenn Leber, Herz, Lungen, Filets eines zu bratenden Hasen nicht ausreichen, so kann man dieselben Teile von Geflügel irgend einer Art mit verwenden, auch etwas mageres Schweinefleisch dazu nehmen; man wäscht alles rasch, entfernt die Häute und Sehnen und hackt es recht fein. In Butter schwitz man 2 fein geschnittene Chalotten, etwas Petersilie und Estragon, giebt, ist dies etwas abgekühlt, 2—3 geschlagene Eier hinzu und macht davon auf dem Feuer ein weiches Nührei, giebt dies nebst 75—100 Gr. in Milch geweicht, wieder ausgebrühter Semmelkrume, etwas trockner Semmelkrume, Salz, Pfeffer, Muskatnuß, Citronenschale und 1—2 rohen Eiern zu dem gehackten Fleische, mischt alles gut, formt dicke kleine Würstchen daraus, wendet sie in Ei und Paniermehl um und bäckt sie schwimmend in Ausbackfett goldbraun. Man giebt sie zu Gemüse oder mit einer pikanten warmen oder kalten Sauce als Hors d'oeuvre.

Will man Croquettes von dem Fleische herstellen, so schneidet man dasselbe in kleine längliche Stücker, giebt etwas kräftige Jus, Zwiebel, Gewürz, Salz wie bei den Fritturen dazu, fügt 3—4 in wenig Jus aufgelöste Blätter Gelatine hinzu und zieht, nachdem es kochend heiß gemacht wurde, 2—3 geschlagene Eier hindurch. Die Masse wird 24 Stunden kalt gestellt, dann werden mit in Mehl getauchten Händen Croquettes geformt, diese 2mal in Ei und Paniermehl umgewendet und schwimmend in Ausbackfett goldbraun gebacken.

Gedämpfter Hase. Hat man einen älteren Hasen, so kann man ihn auf folgende Weise verwenden und er wird ganz schmackhaft werden. Rücken und Keulen werden zerhackt; den Boden einer Kasserolle belegt man mit Speck und Schinken-scheiben, fügt Sellerie, Möhren, Zwiebeln, Petersilienwurzel, von jedem einige Scheiben, Gewürz, ein Lorbeerblatt und ein Kräuterbündelchen hinzu, legt den Hasen darauf, bestreut ihn mit Salz, bedeckt ihn mit einem dickebutterten Papiere, gießt ¼ Liter Weißwein und ½ Liter Fleischbrühe darunter, schließt die Kasserolle fest und dämpft den Hasen weich. Beim Anrichten bestreicht man den Hasen mit Glace, seigt die Sauce durch, entfettet sie, kocht sie mit etwas braunem Mehl sämig und giebt sie über den zerhackten Hasen, in seiner natürlichen Gestalt wieder zusammengelegten Hasen. Man serviert dazu Macaroni, Schnittnudeln, Kartoffelbrei oder Salzkartoffeln.

Hasen-Pie (schottisch). Ein gut vorbereiteter Hase wird in gleichmäßig große Stücke zerteilt; in eine Kasserolle legt man Scheiben von Speck, ½ Sellerieknolle, 1 Möhre, 1 Petersilienwurzel und 2 Zwiebeln, nebst 1 Lorbeerblatt und 2 Wachholderbeeren, legt die Hasenstücke darauf, bestreut sie mit Salz, gießt zu 2 Teilen Fleischbrühe und 1 Teil Rotwein darüber und dämpft den Hasen 25 Minuten. Nun legt man das Fleisch in eine Pie-Schüssel, giebt die durchgeseigte Sauce darüber, stäubt wenig Mehl über das Fleisch, streut noch etwas Salz und Pfeffer darüber, fügt etwas Sherry hinzu, legt einen Blätterteigdeckel darauf, bestreicht diesen mit geschlagenem Ei und bäckt die Pie bei mäßiger Hitze 1 Stunde.

Hasen-Pudding. Zum Hasen-Pudding kann ein alter Hase verwendet werden. Das Fleisch wird abgelöst, enthäutet und entbeint, darauf mit 500 Gr. Kalbfleisch und 300 Gr. fettem Schweinefleisch sehr fein gehackt und im Mörser zerstoßen; 4 feingehackte Chalotten werden in 100 Gr. Butter geschwitzt, 3—4 geschlagene Eier dazugegeben, und zwar werden diese zu einem weichen Nührei verrührt und nebst 2 rohen Eiern, etwas zu Scheiben geschnittenen Trüffeln oder Champignons, Salz, Pfeffer, Muskatnuß, etwas Citronenschale und 3—4 gestoßenen Zwiebacken mit dem gehackten Fleische gut vermischt. Diese Masse wird in 1—2 gut gebutterte, mit Semmelkrumen ausgestreute Formen gegeben und fest zugebedeckt im Wasserbade gekocht. Der Pudding ist gut, sobald beim Hineinstecken mit einer feinen Spindel kein rötlicher Saft mehr heraustritt. Eine Trüffel-, Champignon- oder Madeira-Sauce wird zu dem Pudding gegeben.

